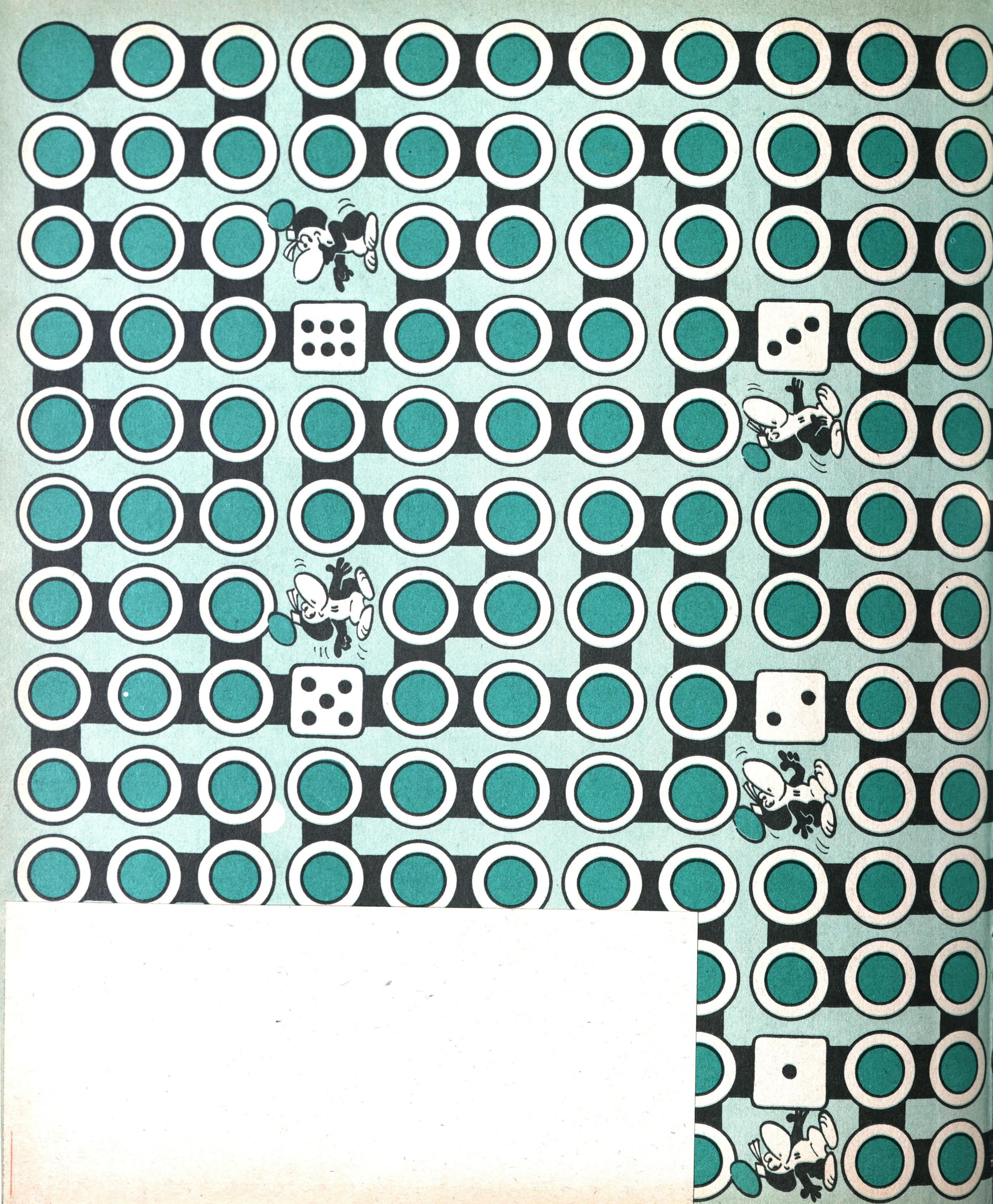
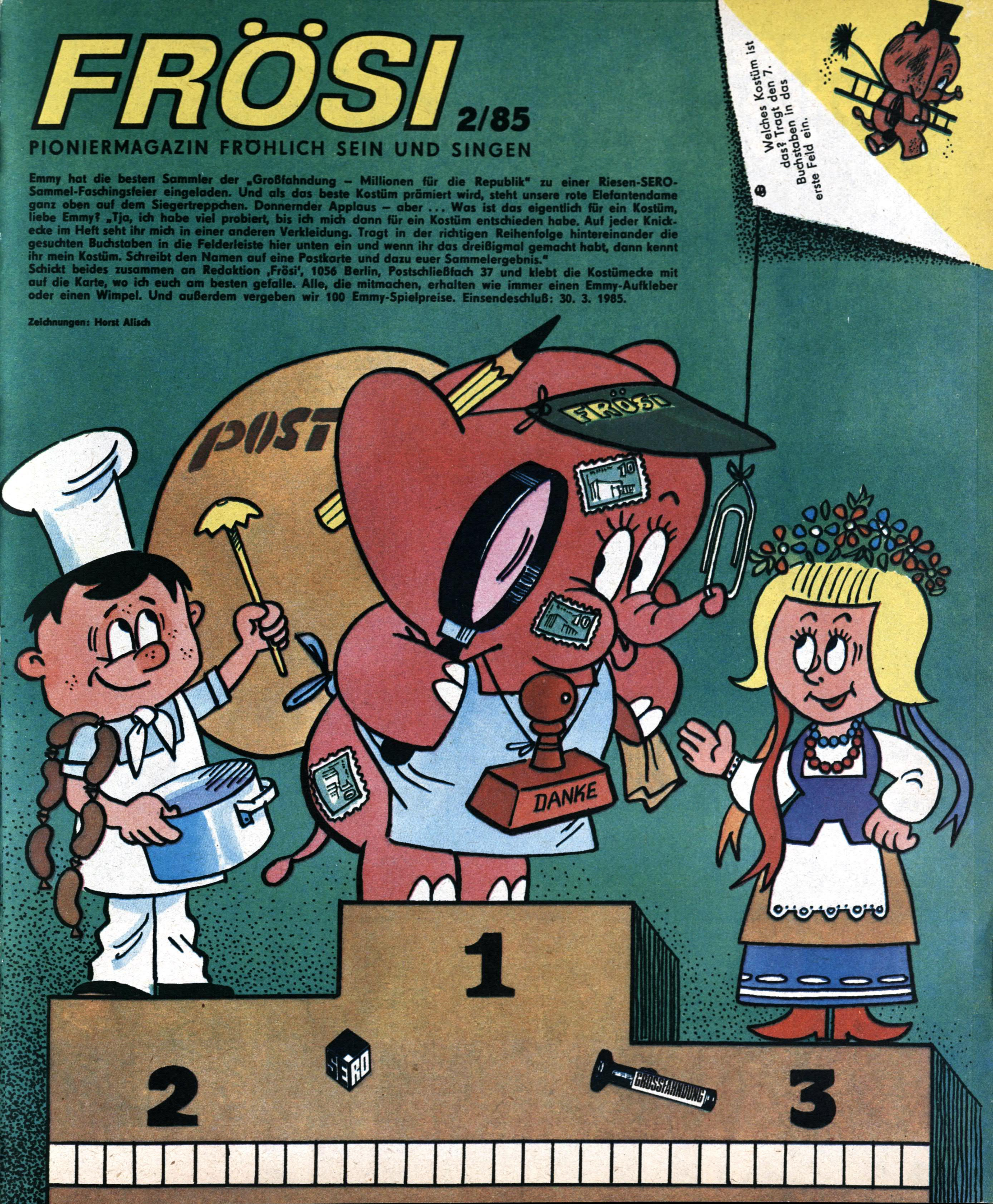


FRÖSI
2/85
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
SSN 0323-8806
Klemke 84





FRÖSI 2/85
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN
Emmy hat die besten Sammler der „Großfahndung – Millionen für die Republik" zu einer Riesen-SERO-Sammel-Faschingsfeier eingeladen. Und als das beste Kostüm prämiert wird, steht unsere rote Elefantendame ganz oben auf dem Siegertreppchen. Donnernder Applaus – aber ... Was ist das eigentlich für ein Kostüm, liebe Emmy? „Tja, ich habe viel probiert, bis ich mich dann für ein Kostüm entschieden habe. Auf jeder Knickecke im Heft seht ihr mich in einer anderen Verkleidung. Tragt in der richtigen Reihenfolge hintereinander die gesuchten Buchstaben in die Felderleiste hier unten ein und wenn ihr das dreißigmal gemacht habt, dann kennt ihr mein Kostüm. Schreibt den Namen auf eine Postkarte und dazu euer Sammelergebnis."
Schickt beides zusammen an Redaktion ‚Frösi', 1056 Berlin, Postschließfach 37 und klebt die Kostümecke mit auf die Karte, wo ich euch am besten gefalle. Alle, die mitmachen, erhalten wie immer einen Emmy-Aufkleber oder einen Wimpel. Und außerdem vergeben wir 100 Emmy-Spielpreise. Einsendeschluß: 30. 3. 1985.
Zeichnungen: Horst Alisch
Welches Kostüm ist das? Tragt den 7. Buchstaben in das erste Feld ein.
POST
FRÖSI
DANKE
SERO
GROSSFAHNDUNG
1
2
3

AUF UNSERE FREUNDSCHAFT, WASSJA!

KNÜPFT EIN BAND DER FREUNDSCHAFT!

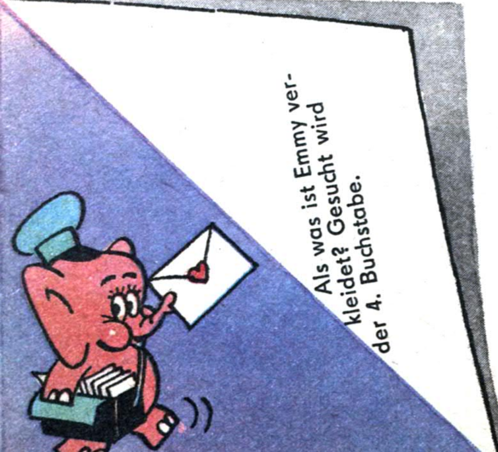
Beweist mit Briefen und Karten, Zeichnungen, Gedichten und Wandzeitungen, mit Feder oder Pinsel, Bleistift oder Filzstift, wo überall in unserem Land euch die deutsch-sowjetische Freundschaft begegnet. Schreibt, malt und klebt uns eure Erlebnisse auf! Berichtet in Wort und Bild von euren Brieffreundschaften, Reisen in die Sowjetunion, Treffen in internationalen Ferienlagern, Patenschaften mit Sowjetsoldaten, Treffen mit Arbeiterveteranen, die als Antifaschisten kämpften.

Aus diesen Beweisen der Freundschaft werden wir gemeinsam mit dem Haus der sowjetischen Wissenschaften und Kultur in Berlin eine Ausstellung gestalten.

Vierzig Preisträger werden wir zur Eröffnung der Ausstellung nach Berlin einladen. Auf weitere 40 „Frösi"-Leser warten Ehrengeschenke, und alle, die sich an dieser Gemeinschaftsaktion beteiligen, erhalten von uns eine Urkunde. Pioniergruppen, Kinderhorte und Sonderschulen, die sich geschlossen beteiligen, belohnen wir mit einem Souvenir aus der Sowjetunion.

Schickt eure Arbeiten an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: BAND DER FREUNDSCHAFT!

Text: Margit Stolzenburg
Foto: Werner Popp



Der Weg zum Frieden







Pionierexpedition „Rote Fahne"

Treuenbrietzen, die kleine Stadt nahe Jüterbog. Sie hat viele Gesichter. Das wohl Kunstvollste unter ihnen ist Sabinchen, die steinerne Brunnenfigur auf dem Sockel vor dem Rathaus. Ihre Fontänen steigen kerzengerade in den Himmel. Sabinchens Tropfensalut ist die feuchtfröhlichste Einladung zum Verweilen. Friedlich steht sie da auf ihrem Sockel im Zentrum von Treuenbrietzen unserer Tage. Geschichte hat diese Stadt gemacht, Geschichte hat sie gesehen. Jede Straße, jeder Platz, ja jeder Fußbreit Boden kann Auskunft darüber geben, denn vor vierzig Jahren führte der Weg zum Frieden auch durch Treuenbrietzen.

Der Gardeadjutant

Man schreibt den April des Jahres 1945. Das 5. mechanisierte Simownikower Gardekorps der Roten Armee unter der Führung von Oberst E. I. Grebennikow steht nach entbehrungsreichen Kämpfen gegen die Faschisten vor den Toren von Treuenbrietzen. In seinen Reihen kämpft der Gardeadjutant Oberleutnant F. I. Schartschinski. Vor der Stadt unterhalten die Faschisten eine Munitionsfabrik. Oberleutnant Schartschinski dringt mit einem Vortrupp auf das Gelände des Werkes A vor, um den faschistischen Kommandanten gefangenzunehmen. Der junge 32jährige Lehrer aus Raschkow kann die Befreiung sowjetischer Zwangsarbeiter nicht mehr erleben. Für seinen Mut bei den Kämpfen um Treuenbrietzen wird der Oberleutnant F. I. Schartschinski mit dem Titel „Held der Sowjetunion" geehrt.

Auf seinen Spuren

Michael, Karsten, Robert und Rosie sitzen am Sabinchenbrunnen. Sie vertiefen sich in Chroniken. Die jüngsten der jungen Historiker machen ihre ersten Entdeckungen. Sie erforschen, sammeln, legen Chroniken an und verfolgen Spuren. Sensationelles haben sie schon gefunden, die jungen Historiker der Geschwister-Scholl-Oberschule. Die Stücke tragen sie ins Heimatmuseum die enge Wendeltreppe hinauf in den 2. Stock. Hier ist ihr Reich. Hier füllen sie Vitrinen, beschriften Tafeln, machen Führungen oder erklären den Neuen, wie sie angefangen haben, damals 1973. Mario Pfarrher aus der 10a kennt fast alle Höhepunkte des Zirkels. Sein Blick fällt auf das Foto von F. I. Schartschinski. Auch Michael kennt die Aufnahme. Im Schulhaus ist sie zu sehen. Michael denkt an seinen letzten Geburtstag. Von seinen Eltern hatte er sich gewünscht, den Ehrenhain für F. I. Schartschinski im ehemaligen Werk A zu besuchen. Ihn haben die jungen Historiker in ganz persönliche Pflege genommen. Sie waren es auch, die genaue Auskunft über den Ort geben konnten, wo er gefallen ist und wo ein Gedenkstein errichtet wurde. Doch noch mehr erfahren die Pioniere um Michael von den älteren an diesem Tag. Jens hat auf dem Gelände des ehemaligen Zwangsarbeiterlagers im Uferwasser der Stiepnitz fünfzig Metallplaketten mit Namen und Angaben einer Lagerkartei der ehemaligen sowjetischen Zwangsarbeiter gefunden. Diesen für sie wohl wertvollsten Fund bewahren die jungen Historiker in einer Vitrine des Schulhauses auf. Archive in der Sowjetunion konnten so angeschrieben werden und Überlebende meldeten sich.

Die Begegnung

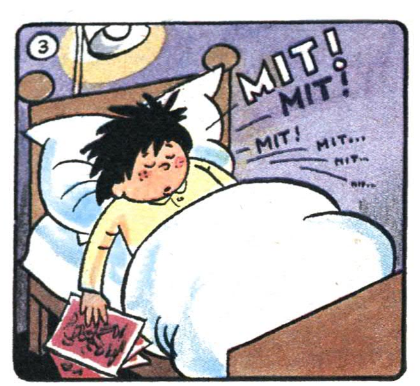
In Treuenbrietzen sind die Begegnungen mit sowjetischen Menschen Alltag. Eine persönliche Patenschaft verbindet die Geschwister-Scholl-Oberschule mit Sowjetsoldaten. Es sind die Söhne jener Kämpfer, die im April 1945 Treuenbrietzen befreiten. Das erfahren die jungen Historiker von Tolja, dem Komsomolsekretär der Einheit, der oft in der Schule zu Gast ist. Heute findet in der Schule eine besondere Begegnung statt. Andrej, Wadim und Nikolai sind gekommen. Die Pioniere führen die Soldaten an eine ihnen sehr vertraute Stätte. Hier wurden kurz vor Kriegsende Fjodor Polyschew, Dimitri Mamenko und Fjodor Lygin, drei sowjetische Zwangsarbeiter, von den Faschisten umgebracht. Sowjetsoldaten, die jungen Historiker und der Revierförster Hans Behlhardt haben diese mahnende Stätte entstehen lassen. Die Pflege wird als Auszeichnung den Pionierkollektiven der Geschwister-Scholl-Oberschule übertragen.
Sonnenlicht fällt auf die Inschrift und ihre Blumen. Andrej, Wadim und Nikolai beschützen hier und heute, mit ihren Waffenbrüdern in der NVA, unseren Frieden. Von ihren Vätern haben sie erfahren, was Krieg ist. Rosie will ihren Freunden in der Uniform mehr sagen in diesem Moment. Sie umarmt Andrej.

Text: Ralf Kegel
Fotos: Urszula Porebska























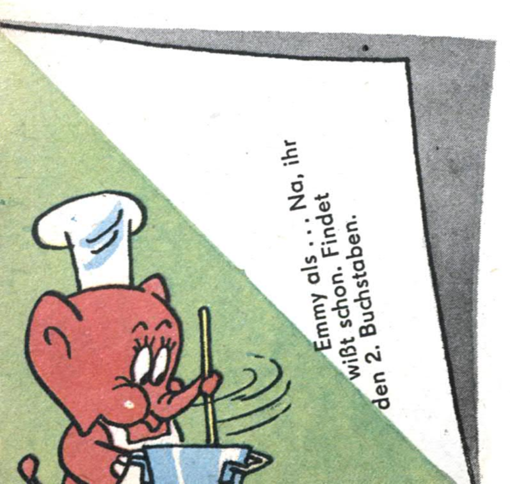












Am 16. April 1986 begehen wir den 100. Geburtstag Ernst Thälmanns. Schon auf dem X. Parteitag der SED wurde in Vorbereitung auf dieses Ereignis beschlossen, mitten im Berliner Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg, im Herzen unserer Hauptstadt, ihm zu Ehren einen Park zu errichten, den „Ernst-Thälmann-Park". Hervorragende Arbeitskollektive wurden mit der Vorbereitung und Durchführung dieses Bauvorhabens auf dem Gelände des ehemaligen Berliner Gaswerkes beauftragt. Fünfzig Kombinate und Betriebe aus allen Teilen unserer Republik sind an der Entstehung dieser Anlage auf einer Fläche von etwa 25 ha beteiligt. Den Höhepunkt des Gesamtensembles bildet das von dem sowjetischen Bildhauer Lew Kerbel gestaltete Ernst-Thälmann-Denkmal, eine Bronzeplastik mit einer Gesamthöhe von mehr als 13 Metern. Von dort aus wechseln verschiedene Bepflanzungen, die sich zum Park hin in großzügige Rasenflächen auflösen, welche bis an die ebenfalls neuen Wohnhäuser heranreichen. In dem kunstvoll gestalteten Park wird es besonders reizvolle Abschnitte geben. So entsteht ein Rhododendron-Hain mit einem Teich und einem kleinen Wasserfall, ein Blumengarten der Thälmannpioniere, der von Pionierfreundschaften der umliegenden Schulen in Pflege genommen werden soll, und es wird einen Rosengarten geben, der unmittelbar vor den Wohn- und Gesellschaftsbauten zum Verweilen einlädt.

Insgesamt drei Kinderspielplätze werden ebenfalls auf dem Gelände des „Ernst-Thälmann-Parkes" entstehen. Sie sind ausgestaltet mit vielfältigen Kletter- und Spielgeräten, Rutschbahnen, Betonflächen zum Rollern, Radfahren







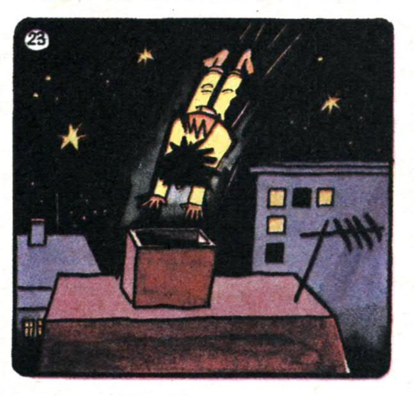




















Wir wollen einen Spielplatz bauen! Mit eurer Hilfe, mit euren Ideen und Vorschlägen. Helft uns! Macht alle mit! Und so könnte er heißen:

KASSIOPEIA

K wie Knüller, A wie Aktion, S wie Spitze, S wie Sensation, I wie Ideal, O wie Original, P wie Phantasie, E wie Einmaligkeit, I wie Interesse und A wie Aufzeichnungen von „Frösi"-Lesern. Oder fällt euch etwas Besseres ein?

Die Kassiopeia ist ein Sternbild. Nun werdet ihr fragen, was unser Spielplatz mit dem Kosmos zu tun hat. Ganz einfach: Er wird neben einem Planetarium entstehen, mitten im Berliner Thälmann-Park. 1987 soll der Spielplatz eingeweiht werden mit der Eröffnung des größten Planetariums unserer Republik. Aber schon jetzt warten die Architekten auf eure Ideen. Also: Macht euch ran, am besten gleich. Denkt euch lustige und originelle Kosmos-Spielgeräte aus, Kletterapparate, Rutschplaneten und Schaukelsternbilder. Eurer Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Macht mit bei der „Jagd nach der Kassiopeia!"

Schreibt, malt oder zeichnet eure Kosmos-Spielplatz-Idee. Schickt eure Vorschläge an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Kassiopeia. Die 10 Hauptgewinner laden wir zu einer Ortsbegehung in unsere Hauptstadt ein, weitere 200 Gewinne werden per Post verschickt.

Einsendeschluß: 30. 4. 1985

Zeichnungen: Richard Hambach

und Rollschuhlaufen, einem Kletterlabyrinth, Holzspieltieren, Wippen, einem Spielberg, einem Wetterschutzhaus und vielen anderen Spiel- und Sportmöglichkeiten.

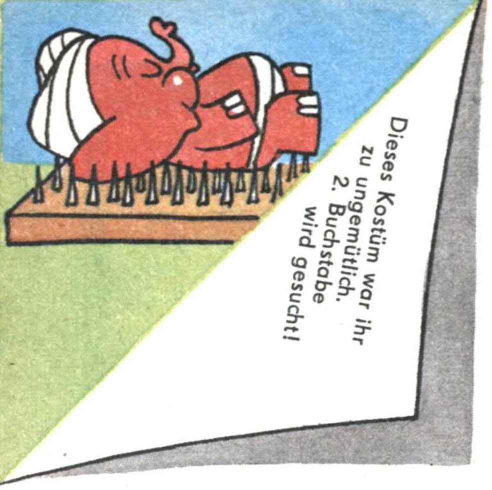
Auch eine Schule mit Turnhalle, Sportplatz und Schulgarten wird im „Ernst-Thälmann-Park" gebaut. Und dann gibt es noch ein Bauvorhaben, das nach seiner Fertigstellung sicherlich besonders viele Besucher anziehen wird – das Großplanetarium. Hier sollen Kenntnisse der Astronomie, Raumfahrt, Philosophie, Kulturgeschichte, Geologie, Seefahrt und Technik vermittelt werden.

Hier wird es möglich sein, an einer künstlichen Himmelskugel den Anblick des Sternenhimmels naturgetreu nachzubilden, die scheinbare Bewegung von Sonne, Mond und Planeten, künstlicher Erdsatelliten, die Bewegung von Kometen sowie den Ablauf von Sonnen- und Mondfinsternissen darzustellen. Das Planetarium wird das größte in unserer Republik sein, ausgestattet mit vielen technischen Raffinessen und astronomischen Einrichtungen.

Direkt neben dem Planetarium ist der Bau eines Kinderspielplatzes vorgesehen. Rund 900 m^2 wird er groß sein und alles, was sich auf ihm befindet, soll irgendwie mit dem Kosmos, der Raumfahrt und den Himmelskörpern in Verbindung stehen. Es soll ein „Frösi"-Spielplatz werden, gestaltet von unseren Lesern, mit einer Spielwand, Kletter- und Rutschgelegenheiten und vielen anderen Spielgeräten.

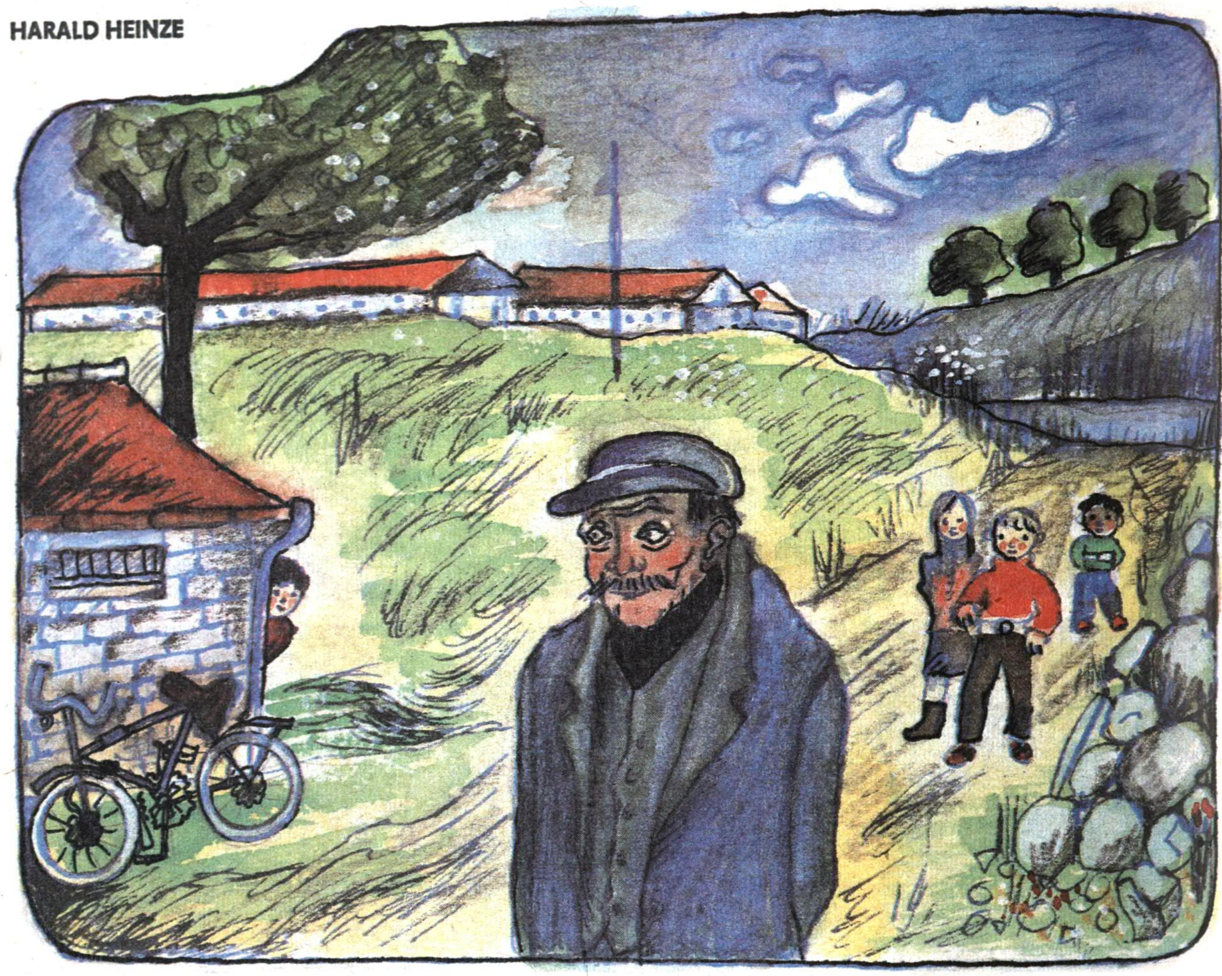
Lest Tütes Aufruf! Die Architekten werden aus euren Ideen den Spielplatz entwerfen, Modelle bauen und gemeinsam mit den Bauarbeitern dafür sorgen, daß der Spielplatz ein echter Knüller wird!





Kreuzbube drauf

HARALD HEINZE



Es wehte ein Wind durch Kohlenpottshausen. Er brachte Schneematsch und viele Gerüchte. Unser Dorf solle verschwinden – ratzpatz! Die Häuser, die Ställe, die Ochsenberge, der Teich, das Waldstadion ... Alles wird den riesigen Baggerschaufeln weichen. Kohlenpottshausen stünde auf einem trächtigen Braunkohlenflöz. Aschearm sei die Kohle, schwefelarm! Hervorragend geeignet für Koks und Energie!

Opa Suchan stampfte über die holperige Straße. „Kohle ist wichtig!" brummelte er an seinem erkalteten Tabaksknösel vorbei. „Ich springe aber dem Bagger ins Gehirn, wenn nicht vorher ...! Kreuzas, jawohl, aber Kreuzbube drauf!" Opa war ein Skatexperte. Opa hatte den größeren Trumpf. Das war eindeutig. Aber Opa mochte auch die Kohle, das war weltweit bekannt. Er kroch noch auf klassische Bergmannsart, mit gekrümmtem Rücken und einer Leuchte am Helm, unter Tage, gegen das Flöz. Brach es mit der Picke, schleppte es in Hunten ans Licht. Er erlebte die Geburt der ersten Förderbrücke, und wie sie lernte, sich durch das meterdicke Erdreich vorwärts zu fressen. Er sah, wie die Fabrikherren mit der Förderbrücke ein riesiges Loch in die Erde rissen und sie verbluten ließen. Keinen Baum pflanzten sie auf die Wunden, keinem Halm Korn gaben sie die Chance, auf der umgestülpten Erde zu gedeihen. Nicht einmal Unkraut erhielt die Möglichkeit. Später, noch ehe der Krieg aus war, liefen die Herren davon, in ihren prallen Koffern die Akten von der Grube und der Brücke. Vorher befahlen sie, die Stromkabel zu sprengen. Opa Suchan lief in jener Zeit ebenfalls. Nämlich in den Tagebau und mit praller Werkzeugtasche. Er leistete erste Hilfe. Mit noch anderen, die nur Wienhold und Krause und Wagner hießen. Sie retteten somit den Tagebau vor dem Ertrinken, die wenigen Fabriken vor dem Energietod, die Großstädter vor dem Erfrieren. Alle wissen, Opa Suchan auf ihre Art zu danken. Die Lehrer erzählen von seinen Heldentaten den Kindern. Die Skatbrüder im Dorfkrug reden darüber, als sei Opa ein zweiter Herkules. Die Eltern schwärmen auf Familienfeiern, als wäre er von ihrem Fleisch und Blut. Sogar das Fernsehen platzte in unser Dorf, stürzte in die Häuser, lauschte, fragte und bannte Opa auf Zelluloid. In gebündelter Form schickten sie Wochen später seine Taten über die Berge und die Ebenen der Republik. Damit es alle mitkriegten, mal am Abend, dann am anderen Morgen. Nicht genug, sie exportierten seine Taten. So gelangte Opa nach Ungarn, Japan, sogar bis nach Australien, wo es noch einen ehemaligen Fabrikherren aus unserem Kohlenpottshausen geben soll.

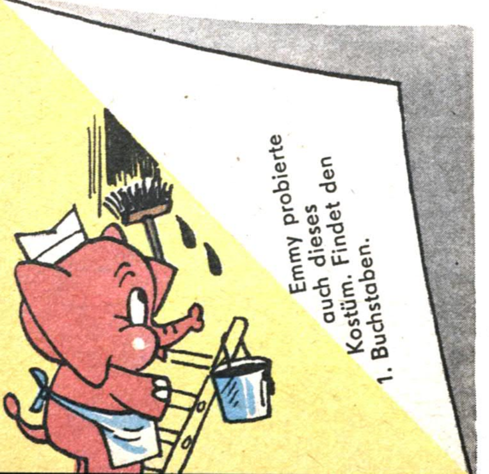
Nun aber brummelte Suchan gegen die Bagger – deren Väter er einst rettete. Er sei ein alter Mann brummelte er, bodenständig, mit festen Wurzeln, mit tiefreichenden Wurzeln. Das stimmte. Alle wußten, Suchans Ururgroßvater hatte den Katen errichtet. Jeder Großvater hatte ihn nach seinem Vermögen aufgemöbelt. So auch Suchan. Er hatte Karnickelställe hinzugefügt, eine Schaukel für Kinder, ringsum Rosenstöcke. Auch Platanen und Rotbuchen und ein Spargelfeld. Links das Gehege für die Goldfasane, daneben das für die Ponys, mit denen wir oft in die Heide geritten waren.

Die Genossen vom Kombinat gingen bei Opa ein und aus. Er mache die meisten Späne, wie die Nachbarinnen zu berichten wußten. Opa darf man nicht einfach wegbaggern. Das sei von höherer Stelle erkannt. Er sei gefühlvoll für den Umzug zu begeistern. Wir lauschten in den Katen, wollten hören, ob die Genossen gefühlvoll waren. Sie sprachen wie meine Mutter, wenn ich kurz vor Ladenschluß noch in die Kaufhalle gehen sollte ... Sie legten sogar noch zu. Versprachen, spannen seine Zukunft in den freudigsten Farben. Eine fernbeheizte Wohnung würde er bekommen, in dem neuen Kohlenpottshausen, welches zehn Kilometer weiter flußabwärts nach den neuesten Gesichtspunkten errichtet würde. Spannteppich sei dort. Warmes Wasser aus der Wand. Große Berliner Fenster! Balkon! Blick nach Süden, zu den Bergen der Oberlausitz!

Opa Suchan, der ausgelassene Mann, der Skatbruder, der Fernsehstar wurde dennoch immer ruhiger. Er sei über Nacht dem Schock verfallen. Er hätte die Sprache verloren, sagte man. Wir musterten ihn – mitleidend! Argwöhnisch!

„Opa muß unter Kontrolle!" behauptete Anemone. Sie meinte, das aus ihren Sanitätsbüchern richtig herausgefunden zu haben. „Unter Kontrolle! Damit er keinen unbedachten Schritt tut." Wenn sie auf etwas pochte, dann gründlich.

„Nun sieh nicht gleich den Teufel reiten!" dämpfte ich ihren Ehrgeiz. Daß unser Dorf verlegt werden sollte, tat auch mir weh. Meine liebsten Ecken gingen flöten. Die Leute schlachteten ihr Viehzeug, kochten es in Weckgläser ein. Damit nicht genug. Sie stürmten aus dem Dorf in die Stadt. Suchten nach modischen Tapeten, Gardinen, nach Möbeln, Zierpflanzen, Gläsern. Und es rollten schon die ersten Laster davon, vollgestopft mit Hausrat, als seien sie mal zu einem Wochenendurlaub da-



gewesen. Derweil war doch noch über ein Jahr Zeit – ein Frühling, ein Sommer, ein Herbst, ein Winter!

In manchen Nächten flammten nicht einmal die Straßenlaternen auf. Im Dorfkrug verringerte sich der Lärm. Die Skatspieler redeten nicht mehr über Opas Heldentaten, sondern über seine bösartige Krankheit. Nicht mehr sprechen tut er, nicht mehr! Eijeijei! Sogar einen Krückstock hat er sich nun nehmen müssen. Auch eine Brille hängt auf seinem Nasenrücken. Wo er doch mit dem bloßen Auge und aus zehn Meter Entfernung in der Schießbude Kunstblumen von den Tonröhrchen schoß! Eijeijei! Kläglich anzusehen, wie er verbittert durch die Straßen schlich. Am Denkmal für die Opfer des ersten Weltkrieges verweilte er. Das war verständlich, denn dort steht auch der Name seines Vaters – gefallen für die Ehre Deutschlands! Wie heimtückisch ausgedrückt! Sie hätten schreiben sollen: Für die Raffgier der Monopole und Ausbeuter.

Die verwitterte Postsäule umkreiste Opa beinahe jeden Tag. Komisch, da stand doch nur drauf, in solch verschnörkelter Schrift, wieviel Pferdestunden es früher von Kohlenpottshausen nach Wannewitz, nach Bachlau oder nach Reichen waren. Also, er umrundete oft die Säule, verharrte, um dann langsam die Mütze vom Kopf zu ziehen, um sie dann langsam wieder aufzusetzen. So machte er es auch mit den Kinderplastiken aus Granit, die vor der alten Apotheke standen, die so ein Laienkünstler vor über hundert Jahren seiner Frau geschenkt haben soll.

Wir folgten Opa auf Schritt und Tritt, blieben mit ihm, immer in gebührendem Abstand, man kann ja nie wissen, stehen. So vor dem gußeisernen Zaun um den ehemaligen Brunnen. Napoleons Truppen sollen bei ihrem Durchzug dort ihre Pferde getränkt haben. Und später auch die Soldaten von Lützow. Eijeijei, was doch die Leute so alles zu erzählen wissen.

Opa hatte viel Zeit, Opa ging viele Wege. Uns schmerzten vom Laufen schon die Beine. Es war beinahe so, als würden wir jeden Tag Fußball spielen.

Opa sammelte alte Brotbüchsen und Blechflaschen. Ähnliche hatte ich auf den alten Bildern von Großvater gesehen, und Großmutter erzählte, er hätte dieses Zeug immer mit auf Arbeit genommen, da es noch kein Kantinenessen gegeben hätte und auch zuwenig Geld.

Vor vielen Dingen blieb Opa andächtig stehen, so vor der alten Schmiede oder vor der alten Mühle, wo wir manchmal mit dem vermoderten Wasserrad gespielt hatten. Desto mehr wir mit Opa durch das Dorf streiften, desto mehr festigte sich in uns der Schwur: Wir bleiben bis zum letzten Klingelzeichen in unserer Schule, dann führen wir Suchan in das neue Kohlenpottshausen, wo extra für Rentner ein Hochhaus errichtet wird.

Unsere Vorstellungen trugen wir auch zu unseren Eltern. Sie stimmten beflissen zu. „Ja, wir sind es ihm schuldig, denn nun steht es traurig um den Opa. Wir werden vorsorglich die medizinische Hilfe in Bereitschaft halten."

Genau, er darf sich nichts antun. Er hat sich mit seinem Herzblut um die Kohle verdient gemacht. Er muß nun unsere Taten sehen, nämlich die Hochhäuser, das Schwimmstadion, das Kulturhaus im neuen Kohlenpottshausen.

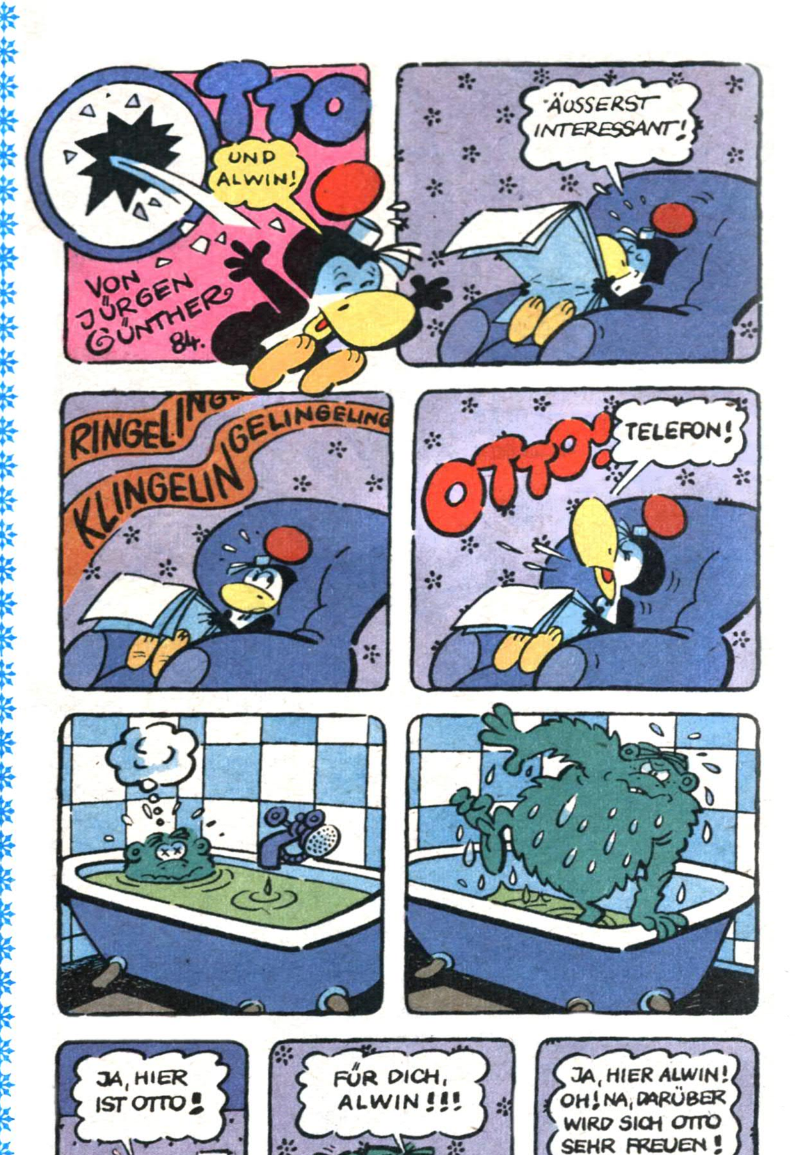
Wir richteten eine ständige Beobachtung ein. Eine verschärfte. Das erforderte viel Aufwand, wie wir bald bemerkten. Anemone legte ihre Sanitätsbücher beiseite. Sie nähte Gardinen für Opas neue Wohnung, solche weißen, so schwungvoll gerafft, wie man sie oft in der Großstadt findet. Wir Männer, solche wie mein Vater, mein Onkel und ich, packten all die Dinge auf einen riesigen Lkw-Anhänger – den Brunnen, die Postsäule, die Plastiken, vor denen Opa wehmütig verweilt hatte. Viele Fuhren mußten wir organisieren. Sogar den alten Leiterwagen verstauten wir, der da in der Ecke vom LPG-Hof stand. Dazu das alte Butterfaß, die verrosteten einscharigen Pflüge. Auch den Traktor, Baujahr 1944 aus dem Kirow-Werk. Irgendwer hatte ihn unter Strohballen vergessen. Ja, Opa waren wir vieles schuldig. Es wäre wirklich jammerschade, wenn etwas zurückbliebe, an dem er hing.

Das letzte Klingelzeichen unserer Schule schellte durchs Dorf. Das Abschiedssignal für alle. Viele strömten zu Opa Suchan. Wir führten ihn feierlich aus seiner Kate. Der Genosse Bürgermeister hatte extra für Opa eine Limousine vom Krankentransport herbeordert. Ein Mann im weißen Kittel öffnete die Wagentür. Doch Opa stieg nicht ein. Er richtete sich auf. Um seinen Mund zeigte sich ein Lächeln, schelmisch. Oder vorwurfsvoll? Er warf im hohen Bogen seinen Krückstock über unsere Köpfe hinweg. Die Brille hinterdrein. „Prima!" rief er. Es klang wie ein Jubelschrei. „Kreuzas! Aber Kreuzbube drauf! Ihr seid echte Bergleute!" Er lachte lauthals. Wie in alten Zeiten.

Wir staunten. Wurde Opa Suchan von der Umzugsmacke geritten? „Echte Bergleute seid ihr!" Opa Suchan steckte seinen Knösel in den Mund, setzte ihn bedächtig in Gang. „Nein, man darf nicht einfach ausreißen. Wir brauchen doch all das, was ihr sichergestellt habt für unsere Enkel, für unsere Urenkel. Seht mal, das Wappen an der alten Brikettbude. Es zeugt doch vom Fleiß der Bergleute. Und es erzählt von der Ausbeutung der Herren. Die haben in ihren Villen geschlemmt, während wir Not litten. Das darf nicht spurlos vergehen. Durch mich habt ihr davon gehört. Durch euch sollen eure Kinder hören . . ." Dann stieg Opa auf den LKW, der uns Kinder ins neue Kohlenpottshausen bringen sollte.

An der Schmiede, an der Mühle und an verschiedenen Häusern waren noch Denkmalpfleger bei der Arbeit.

Zeichnung: Friedrun Weißbarth



FRÖSI-SPASS

Otto guckt wie eine Miesmuschel bei Ebbe! Kein Wunder, denn dieser Telefonanruf brachte ihn schließlich um sein Badevergnügen. Eigentlich war ja Alwin an allem schuld, denn der hatte keine Lust, an den Apparat zu gehen. Aber neugierig ist Otto trotzdem. Was hat denn der Anrufer nun gesagt? Überlegt eine lustige Antwort, schreibt sie auf eine Postkarte und schickt sie bis 15. März 1985 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: „Frösi"-Spaß.

Die lustigsten Antworten werden veröffentlicht und mit kleinen „Frösi"-Souvenirs belohnt.



Winterliches war ihr zu kalt. Wir brauchen den 7. Buchstaben.

FRÖHLICHKEIT ZUR FASCHINGSZEIT



Was ist denn auf den Straßen los,
was tut sich hier denn heute?
Was woll'n die vielen Menschen bloß?
Es drängen sich die Leute.

Ein Festtag ist für alle Narren,
mit viel Musik und Spaß, Trara.
Zu Fuß, auf Wagen oder Karren –
zur Fastnacht sind sie alle da.

Ganz bunt geschminkt sind die Gesichter,
und bunt ist auch das Narrenkleid.
Die frohe Schar wird immer dichter,
und rundherum herrscht Fröhlichkeit.

Der Umzug ist ein Farbenflimmer,
Prinz Karneval regiert die Stadt.
Jetzt hält es keinen mehr im Zimmer,
der Spaß am Faschingstrubel hat.

Und jeder ist hier gern gesehen,
ob groß, ob klein, ob dünn, ob dick –
man muß es lediglich verstehen
sich zu verkleiden mit Geschick.

Wir wünschen euch für diese Tage,
egal, wo ihr den Fasching treibt,
Ideen für jede Stimmungslage,
und daß der Schwung erhalten bleibt!



Verse: Frank Frenzel
Den Karneval in
Wasungen beobachtete
mit seiner Kamera: Günter Simon
Zeichnung: Christine Klemke



Mit Schrottlieb bei den Riesen



Die Preisträger Andrea, Heike, Mario, Falk und Steffen

Könnt ihr euch noch an die Riesen im Kombinat Metallaufbereitung erinnern, von denen ich euch im Heft 11/83 erzählt habe? Viele fleißige „Frösi"-Leser folgten damals dem Aufruf von Schrottlieb zu einem Preisausschreiben, in dem es um Wissen über metallische Altrohstoffe und deren Aufbereitung mit großen Maschinen ging.
Stellvertretend für alle „Frösi"-Leser, die das Lösungswort „Halle", den Sitz des Kombinates Metallaufbereitung, richtig herausfanden, erlebten die fünf 1. Preisträger während der Frühjahrsferien 1984 ein richtiges Abenteuer bei den „Schrott-Riesen".
Andrea, Heike, Mario, Falk und Steffen reisten aus verschiedenen Städten unserer Republik nach Halle und sahen sich die bedeutende Industriestadt an. Dann ging es auf Exkursion in das Werk Metallaufbereitung Halle, wo sie schon von Pionieren der Patenklasse des Betriebes erwartet wurden. In einem Diavortrag hörten sie viel Interessantes darüber, wie Stahlschrott und anderes Altmetall gesammelt werden, per Zug oder Schiff zur Metallaufbereitung gelangen und dort sortiert und von riesigen Maschinen für die Stahlwerke und Gießereien kleingeschnitten und gepreßt werden. Sie erfuhren auch, wie wichtig Buntmetalle sind und daß alle Pioniere helfen müssen, Kupfer, Blei, Zink und Aluminium zu sammeln.
Diese Metalle werden von einigen Leuten leider noch achtlos weggeworfen. Oft findet man auf Müllkippen, an Flußufern oder sogar am Waldrand alte Töpfe, Rohre, Draht, Schüsseln und viele andere Dinge, die Schrottlieb dringend benötigt und die außerdem nicht in die schöne Natur gehören.
Die FRÖSI-Preisträger sahen, wie Metallgegenstände sortiert und gepreßt werden. So kann das Metall platzsparend und gut zum Einschmelzen vorbereitet in die Hüttenbetriebe unseres Landes gelangen.
Staunend standen sie dann auf dem Werkplatz den riesigen Schrottbergen gegenüber. Ein Brückenkran mit einem großen Greifer transportierte Schrott in die hausgroße Schere, die das Material erst zusammendrückt und dann wie Pappe, scheinbar spielend leicht in kurze Stücke zerbeißt. Ein Lasthebemagnet trägt die kurzen Metallstücke in die bereitstehenden Waggons, die dann ins Stahlwerk rollen. Das sind täglich 830 Eisenbahnwagen aus allen Teilen der Republik.
Der freundliche TKO-Leiter, Walter Rothe, erklärte ihnen, daß es nicht nur darauf ankommt, daß möglichst viel Schrott zusammengetragen wird, sondern daß er auch gut sortiert ist. So können Produkte mit guter Qualität aus dem eingeschmolzenen Altmetall hergestellt werden.
Betriebe, die große Mengen Schrott abliefern, schikken die metallischen Sekundärrohstoffe nach Größe und Art des Metalls getrennt an die Metallaufbereitung.
Schrottlieb freut sich über jede alte Waschmaschine, Schleuder oder über jeden Fernseher, jedes Radio und andere Haushaltgeräte, die bei ihm abgegeben werden.
In Berlin arbeitet eine automatische Anlage, die Bunt- und Edelmetalle aus alten Apparaten herausholt. Das ist sehr wichtig, denn damit spart unsere Republik viel Geld ein, das sie sonst für den Einkauf von neuem Metall ausgeben müßte.

Regine Nestler

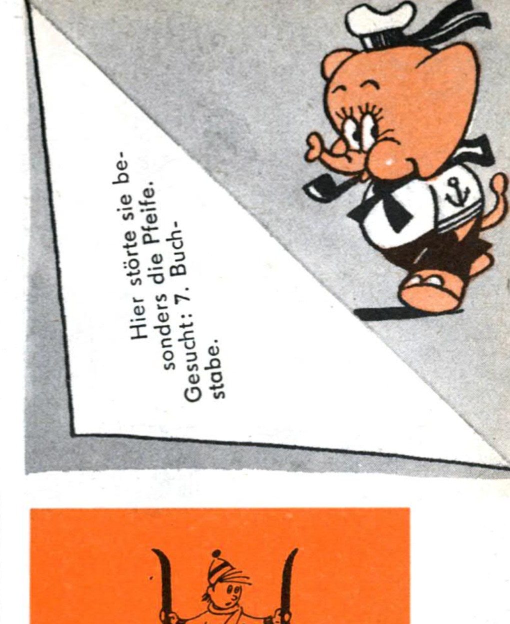


Metallaufbereiter beim Zertrennen großer Schrottstücke durch Brennschneiden



Autodrehkran mit Lasthebemagnet zum Umschlagen von Schrott


Fotos: Urszula Conradi







Ausgewählte Antworten zu unserer Veröffentlichung in „Frösi" Heft 7/84

Das Geheimnis im Berg

Vielleicht seid ihr schon einmal auf dem Fichtelberg mit seinen vom Wind gefegten Kiefern gewesen? Nahe dieses größten Berges unserer Republik erhebt sich im Erzgebirge der 850 Meter hohe Hundsmarter bei Markersbach. An seinem Fuße im Tal wurde der Gebirgsbach Mittweida durch eine Mauer gestaut: Es entstand ein schöner See. Und steigen wir zwischen Fichten und Tannen den Hundsmarter hinauf, finden wir statt der Bergspitze wiederum einen See – fast kreisrund auf der abgeflachten Bergkuppe. Wer hat ihn dort hinaufgezaubert? Jahrelang brachen Arbeiter massenhaft Felsgestein, um dieses gewaltige Becken anzulegen. Doch wie kommt das viele Wasser in die Schüssel des Riesen?

Der wandernde See

Wollen wir gemeinsam das Geheimnis des Hundsmarter entdecken? Am Abend erleben wir, daß der See auf dem Berg immer kleiner und der See im Tal immer größer wird. Aber wir können nirgends sehen, wie das Wasser des oberen Sees in den unteren fließt. Das obere riesige Wasserbecken muß also wie eine Badewanne einen Abfluß haben. Ist das nicht phantastisch? Der See wandert von oben durch den Berg nach unten und wieder hinauf.

Wie aber kann das Wasser eines Sees nach oben fließen? Welchen Zweck hat das Ganze? Fragen über Fragen. Der Schlüssel des Geheimnisses kann nur im Berg liegen. Ein erfahrener Bergmann, Hermann Matuschka, führt uns. Wir könnten von einem Gebäude am Hang mit einem Fahrstuhl in die Erde hinabfahren – doch das geht schnell und ist nicht so aufregend, als wenn wir am Fuße des Hundsmarter in den Stollen gehen, der tief in den Berg führt. Das Loch ist so groß, daß Lastkraftwagen mit Ausrüstungsteilen hineinfahren. Hermann Matuschka geht mit uns in einen hohen Seitengang und zeigt zu gewaltigen Rohren, die schräg nach oben führen. „Was kommt da durch?" fragt er uns. „Vielleicht das Wasser vom oberen See", antworten wir zaghaft. „Richtig!" Und Hermann Matuschka erzählt weiter: „Wir haben diese acht Meter hohen Löcher für zwei Wasserstollen schräg in den Fels geschlagen, damit sie den See auf der Bergkuppe mit dem Talsee verbinden. Eine äußerst harte Arbeit, denn die Stollen verlaufen so schräg wie eine steile Treppe, aber ohne Stufen."

Der gesprengte Fels

Und trotzdem mußten die Bergleute hinauf und oben in den Fels Löcher bohren für die Sprengladungen, damit das Gestein aus dem Fels bricht. Dann kletterten die Männer wieder hinunter und gingen in den geschützten Seitengang in Dekkung. Sprengen! Es knallte viel lauter als Silvesterraketen. Gesteinsbrocken polterten die Schräge hinunter. Die Kumpel kletterten wieder hinauf, räumten das Geröll weg. Bohrten wieder. Sprengten wieder. Meter für Meter aufwärts. Weiter höher kam Grundwasser. Nicht einmal die Raupen – kleine Fahrzeuge mit Panzerketten – fanden hier Halt. Nun mußten Hermann und seine Kollegen die schweren Bohrwerkzeuge allein schleppen, immer die Steigung hoch, einen halben Kilometer lang. Hier unten liefen die Maschinen an ihrer Leistungsgrenze. Sechzehn Raupen brauchten die Schachtarbeiter damit im Stollen drei fuhren! Der Rest war in der Werkstatt. „Raupenschlacht" sagten sie. Die Maschine gab auf. Der Bergmann nicht. Und wieder buckelten die Kumpel das Werkzeug und den Sprengstoff hoch. Wie oft rutschte Hermann bei der glitschigen Schräge aus. Er fluchte: Dieser verdammte Schrägstollen ... Aber jetzt erst recht!

Halle in der Erde

Nun stehen wir ganz dicht vor der Lösung des Geheimnisses im Berg. Es offenbart sich, als uns Hermann Matuschka in eine Maschinenhalle von der Größe eines zwölfstöckigen Neubauhauses führt – hier, 120 Meter tief in der Erde. Das ist kaum zu glauben – aber wahr. Vor diesem gewaltigen Aufbruch einer sogenannten Kaverne, studierten unsere Bergleute in der Sowjetunion die Bauten in den Felsen an den Flüssen Inguri und Nurek. Hermann und seine Kollegen brachen ungeheure Massen sehr festen Gesteins aus dem Berg, damit in dieser riesigen Kaverne das erste unterirdische Kraftwerk der DDR untergebracht werden konnte. Nun sind wir also am Ziel und erleben, wie hier unten elektrischer Strom erzeugt wird. Strom, der abends unseren Zimmern Licht bringt, der es ermöglicht, daß Mutti mit der Waschmaschine unsere Sachen säubern und mit dem Bügeleisen plätten kann. Die elektrische Spielzeugeisenbahn fährt mit Strom und die großen Züge auch. Überlegt selbst: ohne elektrische Energie kommen wir heute nicht mehr aus.

Die Energie-Feuerwehr

Deshalb ist auch dieses Werk im Berg so wichtig. Da es wesentlich schneller als die üblichen Wärmekraftwerke die volle Leistung abgibt, ist es gewissermaßen die Energie-Feuerwehr der DDR. Abends, wenn das Licht eingeschaltet wird, Mutti und Vati den Haushalt besorgen, das Radio oder der Fernseher laufen, wird überall der meiste Strom gebraucht. Dazu werden bei Bedarf die riesigen Schieber geöffnet: Wasser schießt vom oberen See durch die Leitung des Stollens ins Laufrad, treibt die Turbine an, jagt den Generator auf hohe Drehzahlen, der erzeugt Strom. – Es ist etwa wie bei unserem Fahrraddynamo: radeln wir schneller, wird das Licht heller.

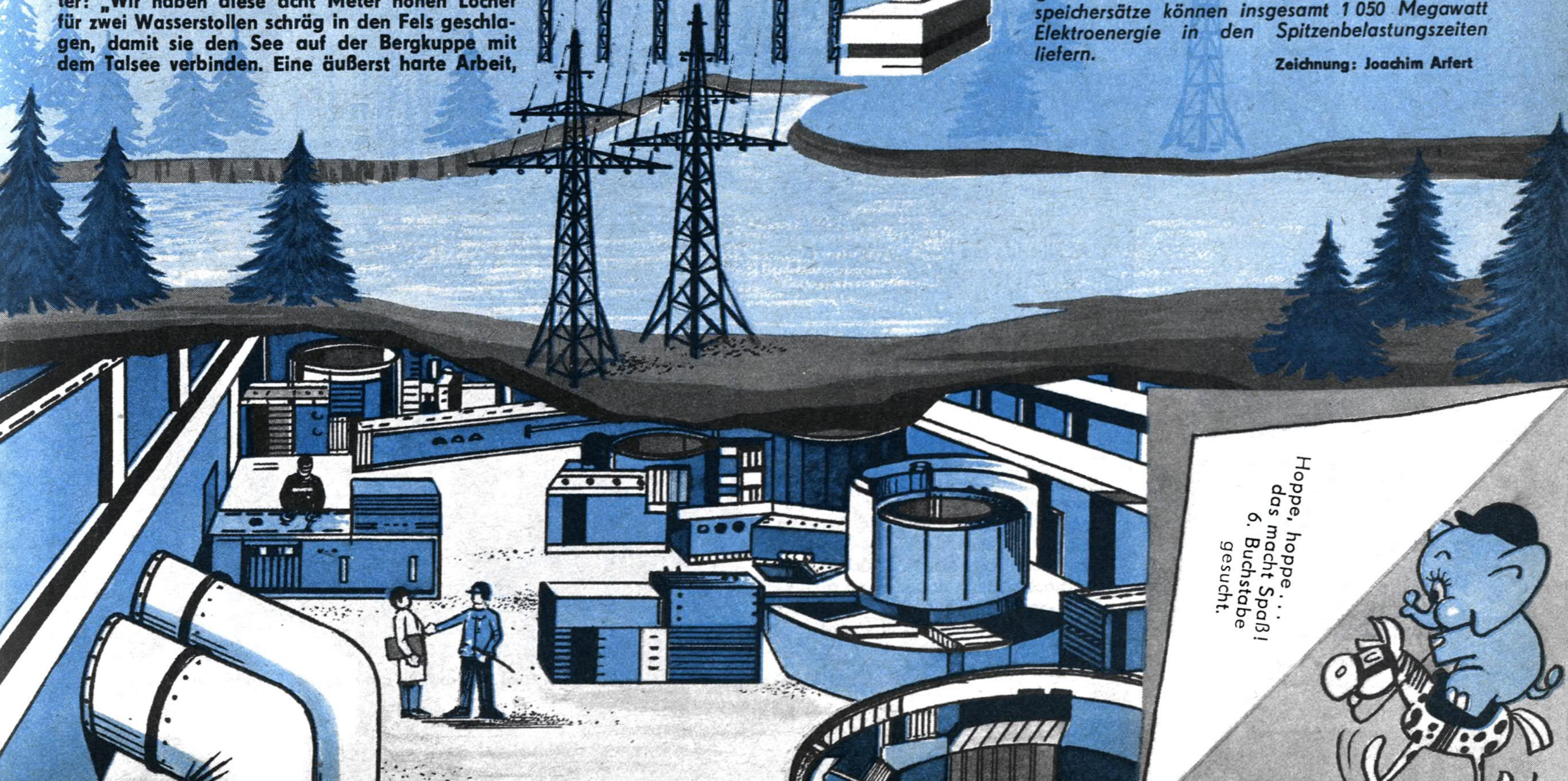
Wir fahren mit dem Fahrstuhl aus dem Berg. Stromleitungen überziehen von hier aus die Landschaft. Lichter erhellen die Stuben. Strom aus dem Berg. Wenn wir schlafen, sind auch die meisten anderen Häuser dunkel. Dann wird also wenig Energie gebraucht. Aus dem unteren See wird das Wasser in das obere Becken des Hundsmarter gepumpt und dort gespeichert. So kann der See wieder wandern. Nun haben wir das ganze Geheimnis des Berges gelüftet und sagen es weiter.

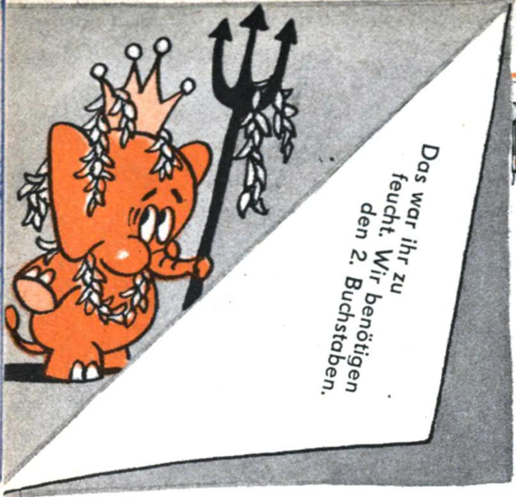
Bernd Hahlweg

ZAHLEN UND FAKTEN:

Markersbach – es ist das größte Kraftwerk dieser Art in Mitteleuropa! Werktätige aus der DDR, UdSSR, ČSSR, der VR Polen und SFR Jugoslawien haben an diesem gigantischen Kraftwerk mitgebaut. Sechs Pumpspeichersätze können insgesamt 1 050 Megawatt Elektroenergie in den Spitzenbelastungszeiten liefern.

Zeichnung: Joachim Arfert





Liebe Emmy!
Hier melden sich die fleißigen Großfahnder der Pionierfreundschaft „Max Lademann" der Oberschule Kelbra. Zur Freundschaftsratswahl zogen wir Bilanz über unsere Arbeit im vergangenen Schuljahr. Stolz konnten wir berichten, daß wir Pioniere Altstoffe im Werte von 13 539 Mark gesammelt hatten. Auch in diesem Schuljahr sind wir schon mitten im Wettbewerb. Wir stellen uns das Ziel, daß jeder Schüler 80 kg Altstoffe, 200 Flaschen und Gläser und 25 kg Alttextilien sammelt. Den Wettbewerb kann jeder genau an der Wandzeitung verfolgen. Wenn 80 kg Altpapier gesammelt wurden, erscheint dort für die Klasse ein Bäumchen, für 100 Flaschen und Gläser eine Flasche und für 50 kg Alttextilien ein Sack. So macht der Wettbewerb jedem einzelnen Spaß.

Freundschaftsrat der POS „Johann Wolfgang Goethe"

Wir achten ihre Arbeit

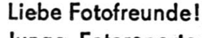
Seit dem ersten Schuljahr haben wir eine Patenbrigade vom LBK Neubrandenburg, Betriebsteil Friedland. Wir haben sehr gute Beziehungen zueinander. Unsere Paten unterstützen uns, wo sie nur können. Bei Wandertagen lernten wir gemeinsam unsere Umgebung kennen. Bei Betriebsbesichtigungen machten wir uns mit dem Arbeitsplatz unserer Paten vertraut und besuchten auch ihre neuen Baustellen. Wir haben große Achtung vor ihrer Arbeit. Oft treffen wir uns zu gemeinsamen Feiern im Betrieb oder in der Schule. Und immer hat die Patenbrigade eine Überraschung für uns. Bei der Zeugnisausgabe sind immer Mitglieder der Patenbrigade dabei und zeichnen gute Schüler aus. Wir besuchten mit ihnen eine Theatervorstellung und besichtigten die Bezirkshauptstadt.

Klasse 3a der Jan-Sverma-Oberschule 2003 Friedland



Glückwunsch zum 8. März

Sechs Wochen lag ich wegen Verbrennungen im Bezirkskrankenhaus Karl-Marx-Stadt, Station 023. Dort wurde ich von den Ärzten und Schwestern, ganz besonders von Schwester Annemarie, liebevoll betreut. Dafür möchte ich mich bedanken und allen Ärztinnen und Schwestern herzlich zum Internationalen Frauentag gratulieren.


Annett Steinert, 9331 Blumenau

Unter friedlichem Himmel

Ich heiße Aljona Starostina. Ich wohne in der Stadt Pawlodar in der UdSSR. Auch ich möchte auf Eure Frage „Was ist Glück?" antworten. Meiner Meinung nach ist Glück, leben unter friedlichem Himmel, lernen und spielen. Glück ist, wenn auf der Welt Frieden ist und Freundschaft zwischen den Völkern. Glück ist Erfüllung von Zukunftsträumen. Ich habe viele Freunde, lebe unter einem friedlichen Himmel. Meine Träume erfüllen sich oft. Ich bin glücklich und wünsche allen Menschen Glück und Frieden.

Hobby-Sammler

Ich habe mich sehr über die Serviette in der „Frösi" 9/84 gefreut. Jetzt habe ich schon 218 verschiedene Servietten in meiner Sammlung. Vielen Dank!

Nadja Niezzorowski, 1144 Berlin

Bei Freunden zu Gast

Wir waren Teilnehmer der Karl-Marx-Städter Delegation eines Schülerfreundschaftszuges 1984 in die Sowjetunion. Unsere große Reise führte uns nach Kursk. Die Zeit in Kursk verbrachten wir im Pionierlager „Tschaika" zusammen mit sowjetischen Pionieren. Gemeinsam mit ihnen verlebten wir viele schöne Dinge, so z. B. den 20. Geburtstag des Pionierlagers, Pioniertreffs, Feste und einen tollen Karneval. Voller Überraschungen waren auch die Stunden, die wir bei Kursker Gasteltern verbrachten. Hier lernten wir die Gastfreundschaft der sowjetischen Menschen kennen. Für uns wird das unvergeßlich bleiben. Als wir uns nach 13 Tagen vom Kursker Pionierlager verabschiedeten, fiel es uns sehr schwer, Lebewohl zu sagen. Während unserer Reise lernten wir auch die schöne Stadt Moskau kennen. Wir waren alle sehr beeindruckt.

Peggy Erler, Katrin Schmidt, 9044 Karl-Marx-Stadt



Zeichnungen: Christine Klemke

Rückblick

Mit viel Elan bereiteten die Pioniere und FDJler der „Paul-Gbur-Oberschule" Zschaitz den Geburtstag unserer Republik vor. Ein Wettbewerb unter dem Motto „Aktion Wimpelkette", an dem sich alle Klassen unserer Schule beteiligten, erbrachte insgesamt 943 Meter gebastelte Wimpelkette. Das sind etwa vier Meter je Schüler. Damit konnten wir unsere Schule festlich schmücken. Am Vorabend des 7. Oktober hatten wir einen Lampion- und Fackelzug mit anschließendem Friedensfeuer organisiert, bei dem die ganze Gemeinde auf den Beinen war.
Stolz waren wir alle über die an unserer Schule durchgeführte feierliche Verleihung des Ehrennamens „Paul Gbur" an die Kampfgruppenhundertschaft des KfL Döbeln. Er gab sein Leben im Kampf gegen Faschismus und Krieg und ist unser Vorbild.

Pioniere der Pionierfreundschaft „Paul Gbur", 7301 Zschaitz

KLICK des MONATS


„Zamper-Pärchen", Sylke Buchan, 7502 Burg/Spreewald

Liebe Fotofreunde!
Junge Fotoreporter aus Burg/Spreewald waren für euch beim Fest der sorbischen Fastnacht dabei.
Sandra Schurig schreibt: Alljährlich feiert die Jugend ihre sorbische Fastnacht. In der Spreewaldgemeinde Werben ist es Tradition, daß die Mädchen zu ihrer schönen Tracht noch eine Haube als Kopfschmuck tragen. Ich fotografierte die jungen Leute bei ihrem lustigen Zusammensein."
Das „Zamper-Paar" hielt Sylke Buchan für euch im Bild fest. Zur Fastnachtszeit gehört im Spreewald auch das traditionelle Zampern. Groß und Klein ziehen oft mit Musik und Gesang von Haus zu Haus und erfreuen die Leute. Dieses kleine „Zamperpärchen" war noch etwas zurückhaltend und beobachtete das Treiben aus einer angemessenen Entfernung.
Und wie wird bei euch Fastnacht gefeiert? Über eure Zuschriften in Wort und Bild freut sich

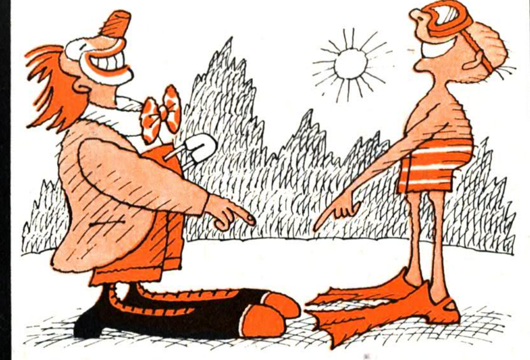
euer Peter Linse


„Sorbische Jugendfastnacht", Sandra Schurig, 7501 Müschen

CLOWNIGES

Von Hans-Jürgen Starke



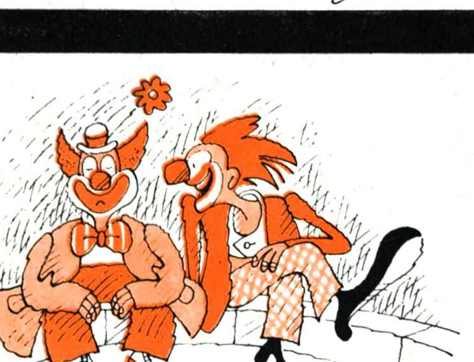




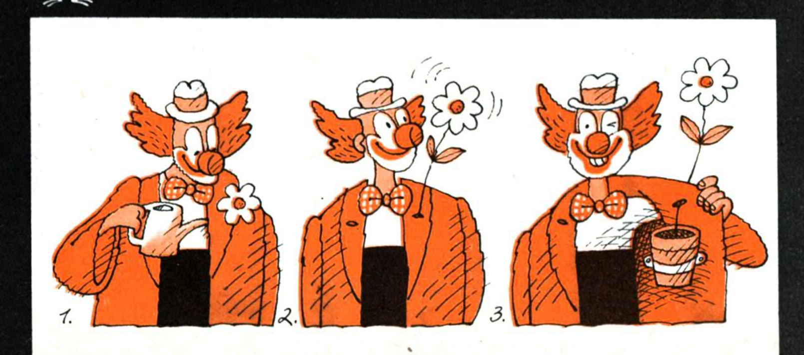


»Er ist von uns der Lustigste!«





»Schau doch nicht so traurig drein!«





WITZECKE

Die **Klasse 4** soll einen Aufsatz zum Thema „Fasching 1985" schreiben. Fritz sitzt da und wartet. Da fragt ihn der Lehrer: „Warum schreibst du nicht?" – Fritz antwortet: „Na, ich warte auf mein Kostüm."

Manja Lehmann, 8601 Salzenforst

Petra soll zum Frühstück Eier kochen. Die Mutter sagt: „Ein Ei kocht man fünf Minuten." Beim Frühstück wundern sich alle über die harten Eier. Petra verteidigt sich: „Könnt ihr denn nicht rechnen? Ein Ei kocht man fünf Minuten. Und fünf Eier kocht man dann fünfundzwanzig Minuten."

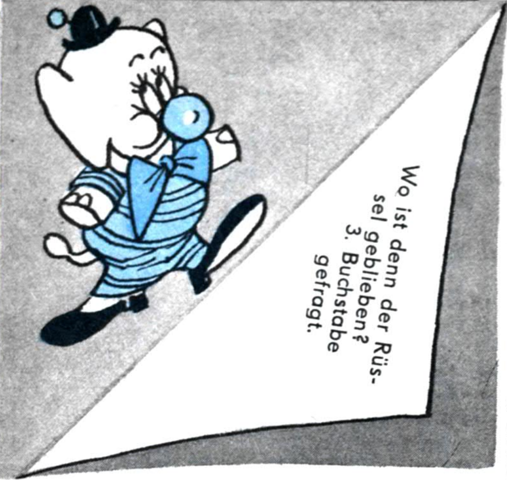
Anja Kupper, 6501 Kleinaga

Frank will nach längerer Zeit seinen Freund Peter besuchen. An der Tür erscheint Peters Mutter und sagt, daß ihr Sohn ausgezogen sei. Darauf sagt Frank: „Na, dann warte ich eben, bis er angezogen ist."

Janett Nurzymski, 5300 Weimar













Hallenser



Zum 300. Geburtstag Georg Friedrich Händels

In diesem Jahr finden in unserer Deutschen Demokratischen Republik die Bach-Händel-Schütz-Ehrungen statt. Unter der Schirmherrschaft des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Genossen Erich Honecker, bereitet ein Komitee die Ehrungen von Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel und Heinrich Schütz anläßlich ihres 300. bzw. 400. Geburtstages vor.
In der Reihenfolge der Geburtstage dieser hervorragenden Musiker findet zuerst die Ehrung Georg Friedrich Händels zu den 34. Händel-Festspielen im Februar dieses Jahres in Halle statt.
Ein Chor, der zu den Erben des Musikschaffens von Georg Friedrich Händel zählt, ist der Stadtsingechor Halle, Knabenchor der Halleschen Philharmonie.
„Frösi" besuchte diesen Chor in seinem Ferienprobenlager in Beesenstedt, einem Dorf im Bezirk Halle, erlebte dort Chorproben und unterhielt sich mit den Chorknaben Jakob Nilius, Ingolf Hintner, Lars Hammer, Björn Plaschnick und Martin Engelmann. Lassen wir diese Jungen hier über ihren Chor erzählen.

Alt und trotzdem jung

Die Geschichte des Stadtsingechores ist eng mit der Entwicklung der im Jahre 961 gegründeten Stadt Halle verbunden. Im Jahre 1116 wurde der Chor im Zusammenhang mit der Gründung des Klosters Neuwerk erstmals urkundlich erwähnt. Es ist der älteste Knabenchor im gesamten deutschsprachigen Raum.
Viele berühmte Musiker und Komponisten leiteten den Chor im Laufe der Jahrhunderte, so z. B. Samuel Scheidt, Friedrich Wilhelm Zachow, Gottfried Kirchhoff, Friedemann Bach, Daniel Türk. Seit 1968 ist es erstmalig eine Frau, die unseren Knabenchor mit großem Erfolg leitet: Chordirektor Dorothea Köhler. Daß unsere Chorleiterin eine Frau ist, stört uns nicht. Ich glaube, daß sie nicht weniger verlangt als männliche Chorleiter.

Lars Hammer

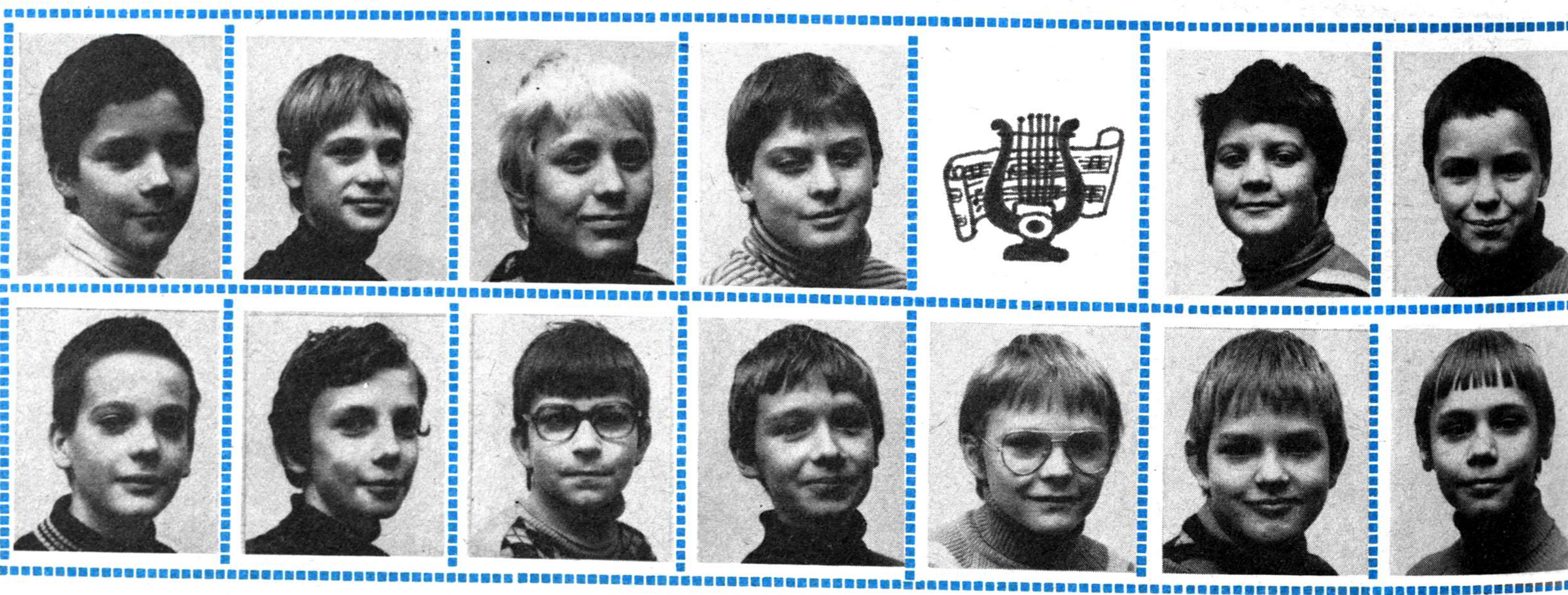
Knabensopran- und Altstimmen

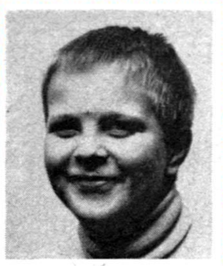
Zu unserem Stadtsingechor gehören 120 Sänger. Der größte Teil davon sind Schüler der Chorklassen 3 C bis 10 C (C = Chor) der August-Hermann-Francke-Oberschule. Ein weiterer Teil der Chormitglieder sind bereits Männer, die schon einen Beruf ausüben, oder es sind Studenten. Viele von ihnen waren auch schon als Jungen im Stadtsingechor. Für manche Chorwerke brauchen wir nämlich Männerstimmen neben unseren Knabensopran- und Altstimmen. Unsere Teilnahme an den jährlich in Halle stattfindenden Händel-Festspielen ist für uns immer ein großes Erlebnis. Es ist doch selbstverständlich, daß wir als Hallenser Sänger besonders die Chorwerke von Georg Friedrich Händel pflegen.
Frau Köhler schätzen wir als Chorleiterin sehr. Sie ist zwar streng und verlangt uns viel ab, hat aber auch Verständnis für unsere Probleme. Sie versteht es, die anstrengenden Chorproben mit Späßen aufzulockern.
Klare Vorstellungen über meinen späteren Beruf habe ich noch nicht. Ich werde erst einmal weitersingen.

Jakob Nilius

Nicht nur im Probenlager

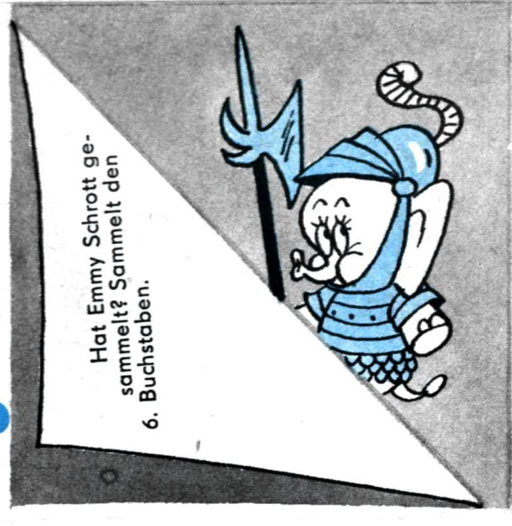
Unser Pionierleben gestalten wir wie an jeder anderen Schule unserer Republik. Obwohl uns die Chorarbeit sehr in Anspruch nimmt, finden wir immer noch Zeit für abwechslungsreiche Pioniernachmittage. Auch die FDJ-Arbeit unseres Chores ist sehr vielseitig. Wir sind bestrebt, unseren Pionierauftrag „Pionierexpedition – Rote Fahne" und das Thälmannaufgebot gut zu erfüllen. Mittwochs ist unser Pionier-, FDJ- und Arbeitsgemeinschaftstag. Es gibt bei uns z. B. einen Klub der Internationalen Freundschaft, Arbeitsgemeinschaften Kunsterziehung, Kochen, Bauen, Foto, Elektrotechnik u. a. m.
In den Ferien fahren wir immer eine Woche in ein Probenlager. Aber da wird nicht nur geprobt, sondern wir organisieren uns auch eine Freizeitgestaltung, die jedem Spaß macht. Da unternehmen wir Wanderungen, gehen ins Kino und zum Baden – je nach Jahreszeit, und wir veranstalten auch Diskos. Dazu laden wir dann Mädchen ein, weil wir im Chor doch nur Jungen sind. Auch eine Stadtsingechor-Fußballmannschaft haben wir. Meine persönlichen Hobbys sind Lesen, mit meiner Autobahn spielen,






Händel-Sänger



Münzensammeln, Fahrradfahren und Kochen. Vielleicht werde ich später einmal Koch.

Martin Engelmann

Choraspiranten

Wie ich zum Chor kam? In der 1. Klasse fiel meiner Lehrerin auf, daß ich gut singen kann. Da bekam ich einen Brief für meine Eltern mit, daß sie mir erlauben sollten, am Aspirantenunterricht für den Stadtsingechor teilzunehmen (Singen und Notenlehre).
Nach einem Jahr, also am Ende der 1. Klasse, fand eine Zwischenprüfung statt. Wer diese bestand, durfte das zweite Aspirantenjahr machen. Am Ende dieses zweiten Jahres gab es dann die Hauptprüfung. Ein paar sind da leider durchgefallen, aber ich habe es geschafft. Ab 3. Klasse wurde ich dann in die Chorklasse umgeschult.
Mitglied des Chores kann jeder Junge werden, der Talent und dazu den Willen hat, dabeizubleiben. Natürlich gehören auch gute Leistungen in der Schule dazu. Bei der Aufnahme in den Chor bekommt jeder eine Chorordnung ausgehändigt, in welcher die Rechte und Pflichten eines Mitgliedes des Stadtsingechores festgelegt sind. Seit 1972 gehört der Stadtsingechor zur Halleschen Philharmonie.

Björn Plaschnick

Stadtsingechor-Konzerte

Als Chor der Geburtsstadt Georg Friedrich Händels erwarten uns in diesem Jahr, dem Bach-Händel-Schütz-Jahr, besonders große und schöne Aufgaben. Es wird eine Vielzahl Konzerte der Halleschen Philharmonie geben, bei denen wir dabei sind. Seit Monaten schon haben wir uns darauf vorbereitet.
Aber auch in den vergangenen Jahren wurden eine Reihe von Konzerten zu schönen Höhepunkten unseres Stadtsingechores. Dazu gehören vor allem unsere Konzerte in der Halleschen Konzerthalle, in Magdeburg, Frankfurt/Oder, in der Komischen Oper Berlin sowie in Städten und Dörfern des Bezirkes Halle. Ein besonderer Höhepunkt war unsere Teilnahme und das Galakonzert beim 3. Knabenchorfestival 1983 in Poznań in der VR Polen.
Obwohl wir mit dem musikalischen Erbe Händels sehr verbunden sind, singen wir natürlich auch Werke anderer alter Meister wie Bach, Schütz, Scheidt. Wir singen Volkslieder, Lieder aus dem internationalen Musikschaffen und natürlich auch Chöre unserer Gegenwartskomponisten, wie z. B. Ernst Hermann Meyer.
Ich gehe auch gern einmal in ein Konzert, wo ich nicht selbst mitsinge. Ich mag aber auch Tanzmusik und gehe gern zur Disko, z. B. zu unserer Faschingsfeier.

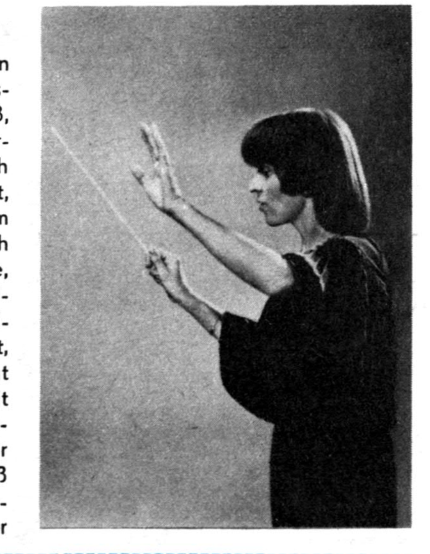
Ingolf Hintner

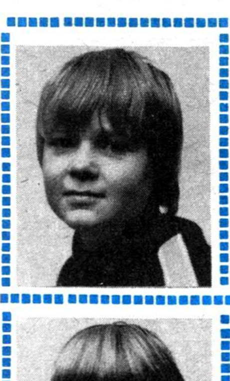


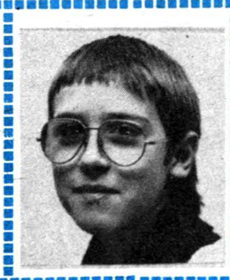
Und was meint die Chorleiterin, Chordirektor Dorothea Köhler?

Ich bin glücklich, seit über 16 Jahren so eine muntere Schar von Sangesknaben um mich zu haben. Ich weiß, daß ich von meinen Jungen viel verlange und jeder einzelne an sich selbst hohe Anforderungen stellt, wenn wir unseren Chor auf seinem Leistungsniveau halten und auch noch weiterbringen wollen. Schule, Proben, Stimmbildung, Gehörbildung, Musiktheorie, Instrumentalunterricht, Pionier- und FDJ-Arbeit, Konzerte, das alles will bewältigt sein. Es muß aber auch noch Zeit für persönliche Interessen und Erholung bleiben. Deshalb sind wir unseren Stadtvätern dankbar, daß sie es uns ermöglicht haben, seit Beginn dieses Schuljahres an unserer Oberschule Spezialklassen mit Ganztagserziehung einzurichten. Da kommen wir mit dem Tagesablauf viel besser zurecht.
Daß wir das alles schaffen liegt daran, weil sich bei uns jeder auf jeden verlassen kann und weil wir, meine Chorknaben und ich, gute Freunde sind.

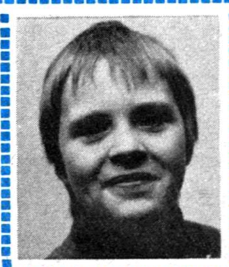
Fotos: Werner Popp, Jürgen Dones (1), JW/Archiv (1)





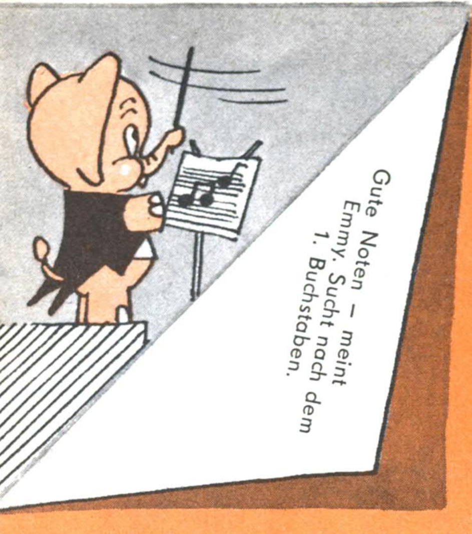






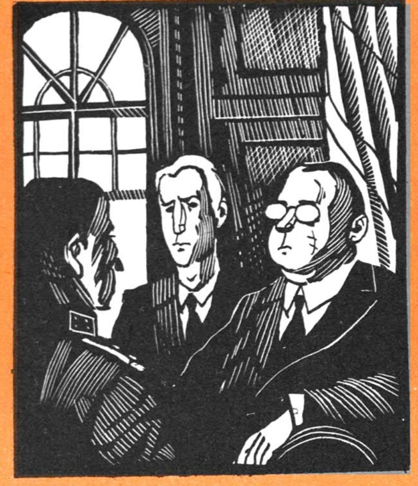


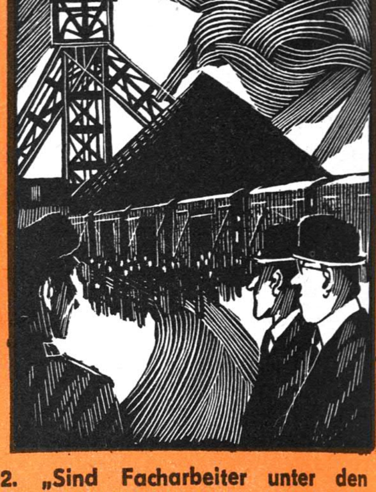
Glück auf!

2. Flucht

Text: Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen: Karl Fischer



1. „Immer mehr Bergleute müssen an die Front. Wir brauchen dringend Fremdarbeiter." „Wir tun, was wir können. Gerade ist ein Transport aus Italien angekommen." „Also, sehen wir uns das mal an!"



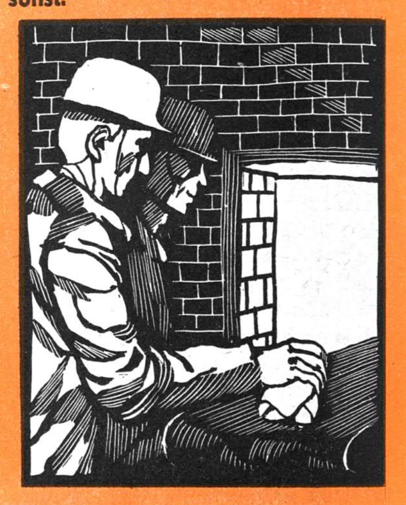
2. „Sind Facharbeiter unter den Italienern?" „Wohl kaum. Wir haben sie in den Bergdörfern zusammengetrieben." „Viel scheint mit denen nicht los zu sein, aber dafür sind sie fast umsonst."



3. „Um Himmels willen, das sind ja uralte Weiber! Was sollen wir mit denen? Die halten doch höchstens sechs Wochen durch!" „Na, und? Bis dahin besorgen wir Ihnen neue!"



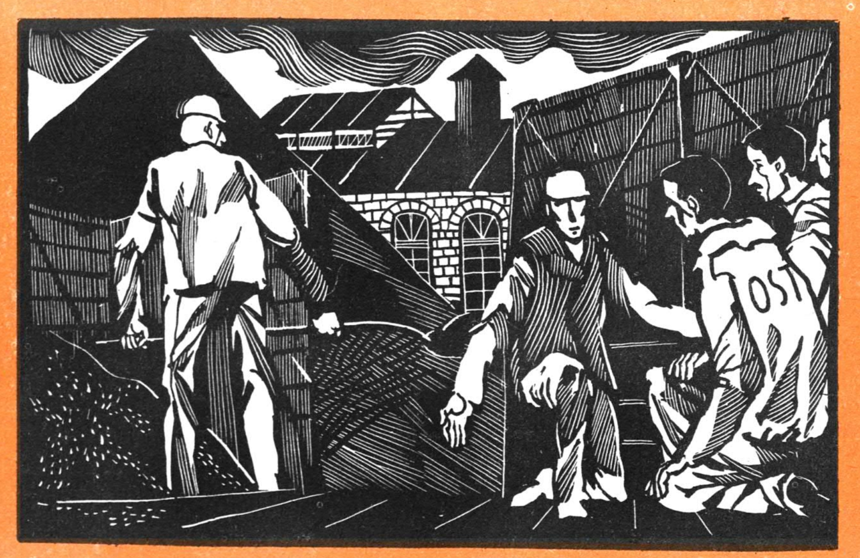
4. „Unsere Solidaritätsaktion für die Italienerinnen war erfolgreich, Otto! Viele Kumpel haben ihr Frühstücksbrot gespendet." „Aber wie können wir es unbemerkt übergeben?" „Ich hab' eine Idee!"



5. „Das war ein guter Gedanke! So kommen die Brote sicher zu ihren Empfängerinnen. Hoffentlich bemerkt das keine Aufseherin!" „Die lenken unsere Genossen draußen ab."



6. „Seht nur, was da zwischen den Erzklumpen lag!" „Brot! Brot!" „Woher mag das stammen?" „Von den Konzernherren bestimmt nicht!" „Offensichtlich sind nicht alle Deutschen Nazis." „Es gibt also auch in dieser Hölle Menschen."



7. „Ihr Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter habt es besonders schwer", sagt Otto. „Überlegen wir, wie wir euch helfen können. Mit einigen Frühstücksbroten ist es nicht getan."



8. „Es ist auch keine Lösung auf Dauer, daß unsere Kumpel auf ihre Brote verzichten." „Wir Franzosen haben gestreikt. Einige wurden in Arrest gesteckt, aber das Essen ist besser geworden." „Du meinst, alle sollten es mit Streik versuchen?" „Oui, oui, ja, ja!"



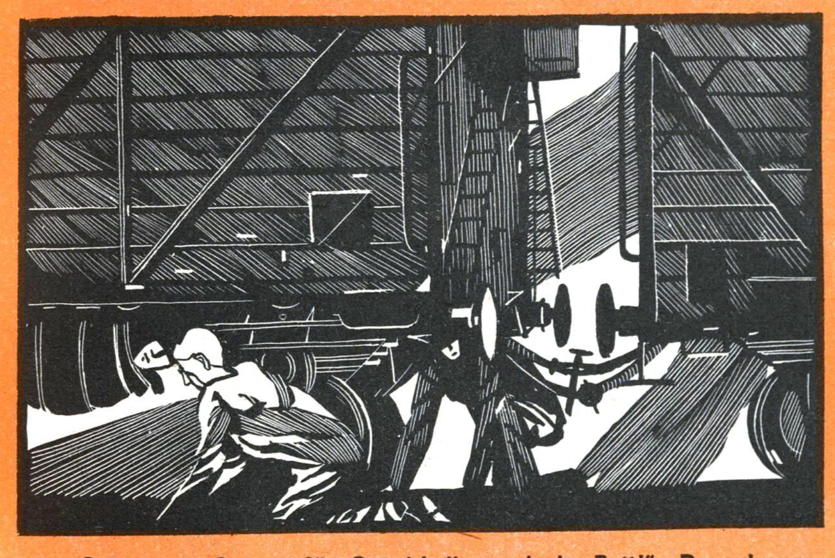
9. „Njet, wir nix streiken!" „Aljoscha hat recht", sagt Otto. „Russen und Polen können nicht streiken. Gegen sie richtet sich der besondere Haß der SS. Beim kleinsten Vergehen droht die Todesstrafe."



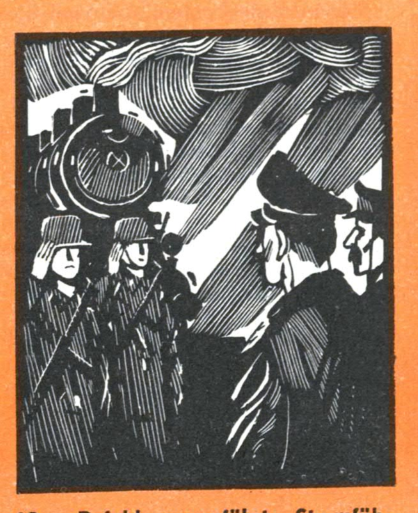
10. „Uns bleibt nur eins", flüstert der Pole Stanislaw erregt, „fliehen! Helft uns dabei, Genossen!" Otto nickt. „Das muß gut vorbereitet sein, sonst endet die Flucht am Galgen!"



11. „Ruhig bleiben, Genossen. Wir müssen warten, bis der Rangierer uns ein Lichtsignal gibt. Dann leise zum Verladegleis hinüberkriechen und unter den Waggons verstecken. Verstanden?" „Charascho!"



12. „Geht es so, Genosse?" „Gut, ich liege wie im Bett!" „Dann komm, Pjotr. Der nächste Waggon ist deiner! Noch eins: Wenn der Zug hält, vorsichtig herablassen und zwischen den Gleisen liegenbleiben!"



13. „Befehl ausgeführt, Sturmführer. Waggons durchsucht!" „Auch in alle Ecken geleuchtet? Gestern sind wieder einige abgehauen. Irgendwie müssen sie doch durch die Posten-Sperre kommen!" „Die Waggons sind sauber!"



14. „Warum halten wir, verdammt? Ich habe doch befohlen ..." „Ich muß mich nach dem Signal richten, Sturmführer. Da, es geht schon weiter."



15. „Dawai, Pjotr, lauf so schnell dich die Beine tragen zum Wald, ins Unterholz. Und dann immer nach Osten! Wenn wir die Nacht durch laufen, wird uns die SS nicht mehr erwischen. Dann sind wir frei!" „Frei! Welch ein Gefühl!" „Ja, aber noch liegt ein langer Weg vor uns!"



16. „Freut euch nicht zu früh, ihr Gesindel! Wir kriegen eure flüchtigen Kumpane. Dann wird abgerechnet!"
1943 gelang so 89 Kriegsgefangenen die Flucht aus der Hölle des Mansfeld-Konzerns.

Fortsetzung folgt

Wir vom „Prenzel"-Berg

Klar, natürlich muß es Prenzlauer Berg heißen. Das ist ein Berliner Stadtbezirk. Und „Prenzel-Berg" sagen nur die, die auch hier wohnen. Ich bin Remo Oettel, 12 Jahre alt und gehe in die Oberschule „Bruno Baum".
Heute leben im Stadtbezirk Prenzlauer Berg rund 187 000 Berliner auf 10,8 km². Der Prenzlauer Berg hat so viel Einwohner wie Suhl, Frankfurt/Oder und Neubrandenburg zusammen! Und rund ein Fünftel davon sind Kinder. Bei uns ist was los!

Als Detektive

... hatten wir die Geschichte des Stadtbezirks, seine Entstehung und Entwicklung zu erforschen. Alte Fotos und Stadtkarten kamen mit Hilfe unserer Eltern ans Tageslicht, und große Freude herrschte, wenn wir wieder etwas Neues herausbekommen hatten.

Hausangestellte und Lieferanten dürfen nur den Nebenaufgang benutzen.

Aufgang nur für Herrschaften

Betteln und Hausieren verboten.

Der Prenzlauer Berg

... ist eine Anhöhe am damaligen Stadtrand von Berlin. Von hier aus führte ein 90 km langer Handelsweg nach Prenzlau. Bauern bestellten hier ihre Felder und ab 1749 baute man auf diesem hügligen Gelände acht Mühlen.
1867/68 dehnte sich Berlin gewaltig aus. Immer mehr Menschen suchten hier Arbeit und Wohnung. Kapitalistische Baugesellschaften kauften jeden Zentimeter Boden auf. Es entstanden hochgeschossige Häuser mit schönen Vorderfronten, aber zwei, drei oder vier Hinterhöfen, die von Seiten-, Quer- und Hintergebäuden umschlossen wurden. Die Hinterhöfe waren oft nur vier mal vier Meter groß. In diese Mietskasernen pferchte man vierköpfige Arbeiterfamilien, die Mühe hatten, die Miete zu bezahlen und deshalb noch „Schlafburschen" aufnahmen. Für die Kinder war zu dieser Zeit rund 1 m² Wohnfläche vorgesehen und sie durften noch nicht einmal auf den dunklen Höfen spielen.
Heute stehen noch etliche dieser alten Häuser mit ihren Hinterhöfen. Aber viele Seitenflügel und Quergebäude sind schon weggerissen worden, um mehr Luft und Licht zu schaffen, und ständig werden Wohnungen modernisiert.

Die „dicke Fischfrau" und der „lange Heinrich"

... sind Wahrzeichen unseres Stadtbezirkes.
Die Wasserversorgung muß in Berlin zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine wahre Katastrophe gewesen sein. Eine Kanalisation gab es nicht, die Jauche versickerte im Boden, so daß das Wasser der Brunnen oft verunreinigt war. Krankheiten und Seuchen traten auf. Die Menschen vom Prenzlauer Tor holten vielfach ihr Wasser aus den Fässern privater Wasserhändler.
Auf der höchsten Stelle des Windmühlenberges an der Belforter Straße wurde 1856 ein Steigrohrturm gebaut. Man nennt ihn noch heute den „langen Heinrich". 1877 entstand daneben ein zweiter Wasserturm, die „dicke Fischfrau". Beide Wassertürme verbesserten für einige Zeit die Wasserversorgung im Prenzlauer Berg ganz wesentlich. 1905 und 1915 wurden beide Türme stillgelegt, weil sie für die moderne Wasserversorgung nicht mehr nötig waren.
Um die „dicke Fischfrau" herum baute man ein Wohnhaus. Der Turm steht heute unter Denkmalschutz.
In der Zeit des Faschismus wurden im Wasserturm viele Antifaschisten gefoltert und ermordet. Ihnen zu Ehren wurde hier ein Denkmal gesetzt.

Am Arnimplatz

... verjüngen fleißige Bauleute das Wohngebiet. Hier entstanden in alten Häusern moderne Wohnungen. Sie wurden mit viel Aufwand modernisiert und bekamen Innentoilette, Dusche oder Bad und eine moderne Heizungsanlage.
Wir haben mit alten Leuten gesprochen, die hier groß geworden sind und haben von ihrer oft schweren Kindheit erfahren.

Die Arbeiten rund um den Arnimplatz und überall im Stadtbezirk gehen weiter. Es gibt viel über die neue Geschichte aufzuschreiben.

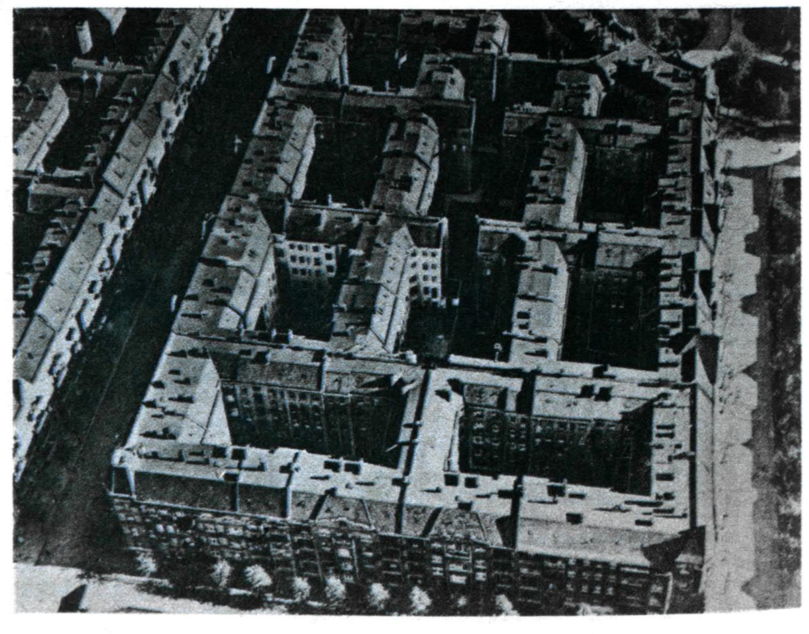
Ausgeschlafen

... wie wir sind, haben wir natürlich eine Menge rund um den „Prenzel-Berg" erfahren und dabei manchen Leuten ein „Loch in den Bauch" gefragt. Fakt ist – dieser Forschungsauftrag hat allen Pioniergruppen Spaß gemacht und stolz waren alle, wenn sie wieder etwas Neues oder ganz Altes entdeckt hatten. Und so ganz nebenbei haben wir auch erfahren, daß die Bockwurst 1895 vom Berliner Gastwirt Scholz als „Zutat" zum Bockbier „erfunden" wurde und es schon seit 1820 die Schrippen in Berlin gibt!

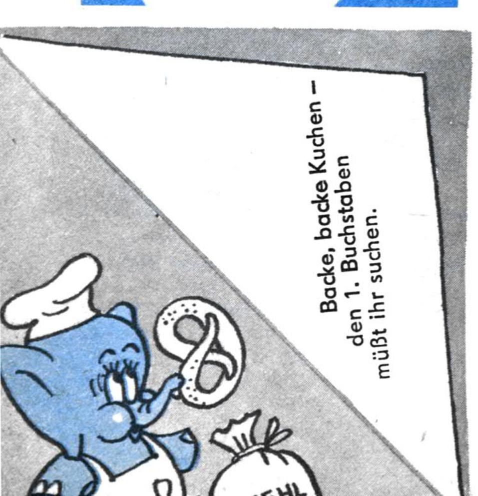
Klaus Trecke



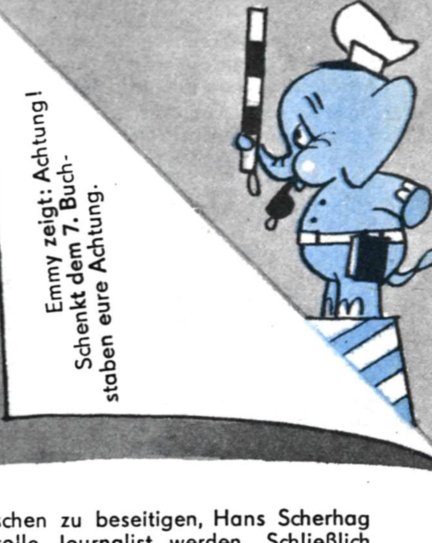
Kinder um 1900 aus der Winsstraße



Berliner Mietskasernen



Feuertaufe





Hans Scherhag im Dezember 1943 bei der 7. Leningrader Partisanenbrigade

Im fahlen Mondlicht schimmert die vereiste Chaussee. Links und rechts davon haben die faschistischen Soldaten die Bäume gefällt, um freies Schußfeld zu gewinnen. Die Straße ist von strategischer Bedeutung – auf ihr rollen Truppen und Material an die Front. Deshalb heißt sie bei den Faschisten auch „Rollbahn", die Rollbahn von Pskow über Luga, Richtung Leningrad.

In zehn, zwölf Meter Abstand von der Trasse suchen die sechs deutschen Antifaschisten und die Partisanen günstige Stellungen. Der 23jährige Hans Scherhag, von den sowjetischen Betreuungsoffizieren I. A. Bejdin und W. L. Martens als Kommandeur der Gruppe eingesetzt, und Rudi Bleil, sein vier Jahre jüngerer Stellvertreter, legen sich hinter einen Baumstumpf. Die beiden ehemaligen Angehörigen der faschistischen Wehrmacht haben sich nach dem Besuch einer sowjetischen Antifa-Schule zum Einsatz an die Front gemeldet. An der Seite der Roten Armee wollen sie ihre deutsche Heimat von den Nazis befreien und dafür sorgen, daß so rasch wie möglich der Frieden wieder in die Welt kommt. Am 8. Dezember 1943 – das war vor zwölf Tagen – brachte sie ein sowjetisches Flugzeug über die Linien. Im Hinterland des Feindes sprangen sie mit Fallschirmen ab. Sie und ihre beiden sowjetischen Genossen bekamen Kontakt zur 7. Leningrader Partisanenbrigade, der sie sich anschlossen. Heute nun sind sie erstmals gemeinsam mit zwanzig Partisanen im Einsatz. Sie wollen verhindern, daß der Feind zur Verlängerung des sinnlosen Blutvergießens Verstärkung an die Front heranführt.

„Rudi, hörst du das?" Hans Scherhag stößt Bleil in die Seite. Der leichte Wind trägt aus der Ferne Motorgeräusche heran. Das muß eine ganze Kolonne sein! „Fertigmachen!" signalisiert Scherhag.

Auf der Piste nähert sich als erstes ein Opel mit vier Insassen. Dahinter klirren die Ketten eines weißgetünchten Panzers, ihm folgen mehrere Mannschaftswagen. Die Seitenflächen sind heruntergeklappt. Auf jedem Lkw sitzen, in weiße Tarnanzüge gehüllt, etwa fünfzehn bis zwanzig Soldaten. Absprungbereit. Feuerbereit. Ein faschistisches Partisanen-Jagdkommando!

Hans Scherhag beginnt die vorüberziehenden Wagen zu zählen. Als zwanzig vorüber sind, kommt der Befehl des Partisanenkommandeurs Timofej: „Agonj – Feuer!" Zwei Maschinengewehre, vier Maschinenpistolen und zwanzig Gewehre richten sich auf die letzten vier Fahrzeuge. Sechsundzwanzig Finger krümmen sich.

Augenblicklich stehen drei der Lkw in Flammen. Von diesen springen oder fallen die Faschisten. Die, die noch schießen können, erwidern das Feuer. Hans Scherhag sieht, wie Rudi Bleil seine Handgranate abzieht und sie zur Straße wirft. Andere tun es auch. Dabei merkt kaum einer, wie der Panzer, der bereits hinter einer Biegung verschwunden war, sich heranschiebt. Nur Timofej sieht es. In das Geknatter und die Detonationen der Granaten befiehlt er mit lauter Stimme: „Wperjod na Leningrad! – Vorwärts nach Leningrad!" Das ist das vereinbarte Signal für den Rückzug. Im Kugelhagel des Feindes hasten die Partisanen und ihre deutschen Freunde dem schützenden Wald entgegen. Es ist keine Zeit zum Verschanzen. Das Feuer der Faschisten, die sich von ihrem Schreck erholt haben, wird massiver, und sie beginnen, die Partisanen zu verfolgen. Diese sind gezwungen, in ein Sumpfgebiet auszuweichen. Unter ihren Füßen bricht das Eis, sie versinken stellenweise bis zu den Knien im kalten Morast. Doch unverletzt und ohne Verluste erreichen sie das Lager der Partisanen. Den deutschen Antifaschisten wird anerkennend auf die Schulter geklopft: „Prachtkerle!" Hans Scherhag, Rudi Bleil, Franz Gundlach, Leo Johann, Hermann Veiling, Willi Hollubek steht die Freude im Gesicht geschrieben – sie haben ihre Feuerprobe bestanden.

Diesem Gefecht folgen noch weitere Einsätze, bis im März 1944 eine Vorausabteilung der Roten Armee die 7. Leningrader Partisanenbrigade erreicht. Überall befinden sich die Faschisten auf dem Rückzug. Die deutschen Antifaschisten, nunmehr nicht mehr im Hinterland des Feindes operierend, werden dem Stab der 2. Baltischen Front unterstellt. Dort wird ihnen der Auftrag erteilt, in der Frontschule in Chimino bei Welikije Luki deutschen Kriegsgefangenen die Wahrheit über Hitler und den deutschen Imperialismus zu lehren und ihnen die Augen über die Verbrechen des Faschismus zu öffnen. Immer mehr Soldaten begreifen – nicht zuletzt mit Unterstützung des Nationalkomitees „Freies Deutschland", das von Antifaschisten im Sommer 1943 in der Nähe Moskaus gegründet worden war –, daß sie von den Faschisten belogen und für schlechte Dienste mißbraucht wurden. Viele ziehen daraus die richtigen Schlußfolgerungen und greifen wie Hans Scherhag zum Gewehr.

Hans Scherhag übrigens kehrt im Sommer 1945 nach Deutschland, das in Trümmern liegt, zurück. Er wird Mitglied der KPD, denn noch gibt es die SED nicht. Er ist Maurersohn, hat selbst Maler gelernt, will nun neue Häuser errichten. Die Genossen aber meinen, genauso wichtig sei es, die Trümmer in den Köpfen der Menschen zu beseitigen, Hans Scherhag solle Journalist werden. Schließlich habe er eine gute Schule bei den sowjetischen Freunden durchlaufen, er wisse, was gehauen und gestochen sei. So wird denn Hans Scherhag Mitarbeiter beim Rundfunk in Berlin, absolviert ein Fernstudium. Von seiner Art, mit gutem Beispiel selbst voranzugehen, kann er nicht lassen. Als einer der ersten geht er zum Kampfgruppenkommandeurlehrgang nach Ludwigsfelde und später, als die soeben gebildete NVA Politoffiziere braucht, besucht er entsprechende Lehrgänge. Auf der Antifa-Schule in der Sowjetunion hat er den Satz von Franz Mehring begriffen: „Mit dem bloßen Verwünschen des Krieges ist nichts Nützliches getan und nichts Schädliches verhütet."

Hans Scherhag und Rudi Bleil leben in der Hauptstadt der DDR. Nicht selten, daß sie in Pioniergruppen zu Gast sind und darüber berichten, wie sie ihren Platz an der Seite der Sowjetsoldaten fanden.

Frank Schumann

Zeichnung: Hans Betcke



DER KREIDE AUF DER SPUR

Nach unserer Exkursion in den Tagebau des Kreidewerkes behauptete Tüftelrolli genau wie ich, daß er zu Hause kein Kreidestäbchen fand! Keine Spur davon. Von wegen zehn Dinge im Haushalt, in denen dieser einheimische Rohstoff, der Stolz der Rügener Inselbewohner, steckt. Wie hatte der Tagebauleiter, Genosse Tiemann, gesagt? „... in Farben und Tapeten ..."

Tüftelrolli lief zur Drogerie. „Haben Sie Farbe? Ich möchte die Decke meines Kinderzimmers weiß streichen."

„Da nimmst du am besten die GW 12. Die ist malfertig, nur mit Wasser anzurühren." Der Drogist stellte ihm eine ziemlich große Tüte hin.

„G-W-12?" fragte Tüftelrolli mißtrauisch.

„**G**eleimte **W**andfarbe. Früher gab es die noch in rot und grün und orange – fast in allen Farben. Jede hatte eine Nummer und die 12 ist naturweiß. Heute nimmt man die GW 12 und mischt sich selbst bunte Farben aus der Tube darunter. Ist praktischer."

„Aha", meinte Rolli zerstreut und war mit seinen Gedanken schon woanders. Er hatte nämlich auf der Tüte die Drei Kronen, das Markenzeichen des Kreidewerkes, entdeckt.

Entschlossen sah er hoch, schob die Tüte zurück. „Danke. Danke auch für Ihre Mühe. Muß nur noch mit den Eltern sprechen."

Von wegen Eltern!

Er meinte uns.

„Die bauen ihre Kreide ab – und machen daraus selbst Farbe zum Renovieren. G-W-12 nennen sie das. Vielleicht produzieren sie auch selbst Tapeten oder Zahnpasta. Ich sage euch, das Kreidewerk steckt voller Geheimnisse."

Michael protestierte. „Rolli, du Spinner, du phantasierst ja. Die Waggons, die täglich das Kreidewerk verlassen, sind voller Schlämmkreide, lose und in Papiersäcken. Die gehen in die Betriebe, die Kreide für ihre Produktion brauchen. Nicht in die Drogerien als Zahnpasta!"

Der Streit ging los, bis Touristenflitzi sich energisch das Wort verschaffte. „Na, wohin gehen denn die Waggons? Wohin? Wenn wir das wissen, dann wissen wir auch, in welchen Produkten unsere Kreide steckt. Das kaufen wir dann alles – und fertig ist unsere Ausstellung zur Schul-MMM."

Wir entschlossen uns, ins Hauptwerk Klementelvitz zu fahren, dorthin, wo die Waggons beladen werden.

Frau Bunge, unsere Pionierleiterin, zuckte mit keiner Wimper, als wir unser Anliegen vorbrachten. Wir besorgten uns Fahrräder, ließen sie von den Verkehrslotsen überprüfen, gewannen unseren ABV zum Mitfahren. Er setzte sich an die Spitze, während Frau Bunge die Rücklichtabsicherung vorzog.

Bald hielten wir vor einem alten Gebäudekomplex, mit Kreidestaub bezuckert.

„Betriebsteil Quatzendorf", erklärte Frau Bunge. „Hier ist die Konsumgüterproduktion, falls ihr wißt, was das heißt."

Wußten wir. Natürlich. Jeder Betrieb stellt etwas für die Bevölkerung her, zusätzlich zum eigenen Programm, versteht sich. Genosse Tiemann von unserer Patenbrigade empfing uns am Tor und führte uns dann von Raum zu Raum und erzählte:

„Vom Hauptwerk wird Kreidetrübe, das ist aufgeschlämmte Rohkreide, nach Quatzendorf gepumpt. Durch Rohre. Sozusagen eine Kreidepipeline. Mittels Vakuumdrehzellenfilter folgt die mechanische Entwässerung bis auf eine Restfeuchte von 28 bis 30 %. Die weiße Paste fällt danach auf geheizte Nutenwalzen, wird granuliert und thermisch getrocknet. Riesenkämme streifen die Nuten leer. Das nun entstandene Granulat fällt auf ein Trockenband und wird in Trockenschränken auf null Grad gebracht. Danach wird die knorpelige Masse gemahlen und mit Serogel-Leim gemischt. Fertig ist die GW 12."

Genosse Tiemann schob uns in einen großen Raum. „Hier wird die GW 12 gewogen und abgepackt. Drei-kg-Tüten für den Einzelhandel, 30-kg-Packungen für Betriebe."

Es staubte ganz schön hier und wir wurden Schneemännern immer ähnlicher. „Kreide geht leicht ab!" trösteten uns die Frauen, die allesamt tief in die Stirn gebundene Kopftücher trugen. Wir erfuhren, daß dreißig Frauen in zwei Brigaden hier arbeiten. Auch vier Männer. Es sind mehrfach ausgezeichnete Arbeitskollektive, die immer den Plan überbieten – und erfüllen.

Die letzte Überraschung an diesem Tag bot uns der Genosse Tiemann beim Abschied: „Die Adressen unserer besten Kunden! Fragt an, was die mit der Kreide machen!"

Am nächsten Abend trafen wir uns am Briefkasten. Jeder warf seinen Brief ein.

●

Die erste Antwort bekam Michael. Keinen Brief. Es war ein ziemlich umfangreiches Päckchen. Er hatte es zu Hause nicht geöffnet, und so stand es drei Stunden auf dem Schreibtisch. Wir versuchten, unsere Neugier zu bezähmen und schielten nur manchmal hin. Den Absender konnten wir erkennen: VEB Gummiwerke.

Was stellt ein Gummiwerk her? Wozu braucht es Kreide?

Endlich war große Pause. Michael löste sorgfältig die Knoten, wickelte bedachtsam das Papier ab, öffnete den Karton – ein Gummistiefel! Oaaach! stöhnte die Klasse. Damit hatte keiner gerechnet. Fast unglaublich!

„Für unseren Betrieb ist der heimische Rohstoff Kreide unentbehrlich!" stand im beiliegenden Brief. Und dann war da noch ein Satz. Das Einschlagpapier und den Karton könnten wir auch ausstellen, denn sie wüßten genau, daß die Papierfabrik Heidenau und die Papier- und Kartonagenfabrik Niederschlema ebenso gute Kunden des Kreidewerkes Rügen seien.

Mit drei Messeexponaten für unseren Auftrag war Michael der Größte! Aber das war nur der Anfang. Von draußen auf dem Flur dröhnte eine Stimme: „Vorsicht! Glaswaren!"

Der Hausmeister kam mit dem Paketfahrer der Post. Sie schleppten vier Kartons.

„Meins!" riefen auch Grit, Steffen und Sabine, denn sie hatten an das Steingutwerk Haldensleben und die Porzellanwerke Lichte und Colditz geschrieben. Eine Kaffeekanne, eine Zuckerdose, eine goldgeschmückte Einfassung für einen Blumentopf, Porzellanteller, Kaffeetassen und – ein Keramikaschenbecher! Leider war keine Zeit zum genußvollen Bestaunen, denn schon klingelte es wieder. Ruck, zuck verstauten wir alles im Schrank und saßen dann brav auf unseren Plätzen.

Ehrlich: immer dachten wir nicht an die Schul-MMM. Am späten Nachmittag tobten wir auf dem Sportplatz herum. Klassensport. Fußball. Dreizehn Mädchen gegen neun Jungen. Das war ein Spielchen! Touristenfritz fehlte. Dann kam er – per Fahrrad und mit einem neuen Fahrradreifen um den Hals.

„Messe!" sagte Fritz, sprang ins Tor – und die Mädchen verloren. Erst später, als wir geduscht und umgezogen waren, fiel uns das gewichtige Wort wieder ein. Hatte er „Messe" gesagt?

Fritz mußte uns erst den Brief vom Reifenwerk Fürstenwalde vorlesen, ehe wir ihm das Messeprodukt glaubten. „Im Fahrradreifen?" Rolli schüttelte den Kopf. „Die Kreide wird mir richtig unheimlich."

Völlig sprachlos waren sie dann zum Gruppennachmittag. Ich kam mit einer Rolle an. So etwa einen knappen Meter hoch, ziemlich dick.

„Was hast du da? Tapeten?"

„Ruhe!" befahl ich, riß blitzschnell das Papier ab und rollte einen kleinen Teppich vor Michaels Füße.

Tüftelrolli stürzte auf den Teppich, klopfte wie wild mit den Fäusten darauf: „Kreide! – Und kein Stäubchen!"

Ich fühlte mich als Held des Tages. Zugegeben, nicht ich hatte den Teppich produziert, sondern der VEB Halbmondwerke Oelsnitz.

Verschiedene Stücken Fußbodenbelag, Farbbüchsen, Kitt, Tapeten aller Art, Papierrollen, Plastespielzeug und -geschirr, sogar Tabletten und ein Keramik-Gartenzwerg trafen bei uns ein. Zur Klassenmesse bat Genosse Tiemann, der Leiter unserer Patenbrigade, alle Produkte einmal im Tagebau Wittenfelde auszustellen. Die Kreidekumpel staunten selbst, in wie vielen Dingen ihr Rohstoff steckt.

Messegold war uns sicher. Zum Abschluß der MMM wurde es noch einmal richtig feierlich. Wir übergaben den Lehrern der Unterstufe unser Messeexponat als Anschauungsmaterial für den Heimatkundeunterricht.

Und nun suchen wir für die nächsten Jahre einen neuen duften Messeauftrag. Tüftelrolli und Touristenfritz deuteten schon einen Einfall an: Mit Fahrrädern durch die DDR auf Entdeckungsreise!

Doris Weißflog



Zeichnung: Christine Klemke

Schanze frei!

„Startnummer 16: Dominik Hase – Aufbau Benneckenstein – Schanze frei! – Springer läuft!"

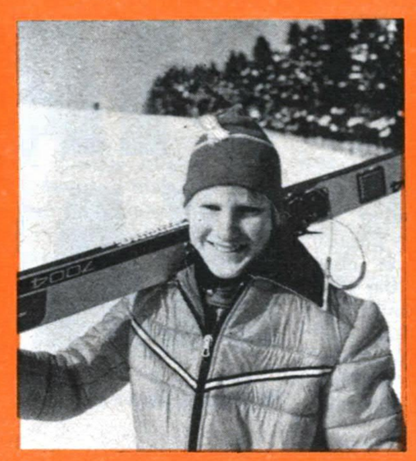
Solche oder ähnliche Ankündigungen des Schanzensprechers hörte der strohblonde Dominik schon einige hundert Male. Und das, obwohl er erst vierzehn Jahre alt ist.
Danach schwang sich Dominik meist kraftvoll in die Spur, erwischte gut den Absprung vom Schanzentisch, lag ruhig und elegant in der Luft – und landete sicher. Dominik Hase gehört heute zu den allerbesten unserer jungen Weitenjäger.

Kindergarten-„Hüpfer"

Als Dominik den Kindergarten im heimischen Benneckenstein im Harz besuchte, holten gerade Hans-Georg Aschenbach und Jochen Danneberg wertvolle Olympiamedaillen für unsere Republik. Damals kannte Dominik deren Namen noch nicht. Doch Skisprung-Trainer Kurt-Jörg Heyder sah schon im Kindergartenbesucher Dominik ein künftiges Talent, welches vielleicht einmal in die Fußtapfen der Aschenbach, Danneberg, Glaß & Co. springen könnte.
Mit neun Jahren wagte sich der „Hase" schon von einer 70-m-Schanze. „Damals habe ich meinen gesamten Mut zusammengenommen und bin gesprungen. Es hat geklappt", verriet uns Dominik.
Schon als 10jähriger hatte er klare Ziele: Sieg beim Mattenspringen um den Pokal der „TROMMEL", erfolgreicher Spartakiadestart und Aufnahme in eine Kinder- und Jugendsportschule ...

Der Gejagte

Im Oktober 1982 war es soweit: Dominik stellte sich der Konkurrenz der besten 12jährigen Schanzenpiloten der DDR beim „TROMMEL"-Pokalsprunglauf in Eilenburg.
Mit Riesensätzen gewann er überlegen den wertvollen Pokal. Nur knapp vier Monate danach erwies er sich auch auf Schnee als der Schanzenkönig. Auf der Pionierschanze von Oberwiesenthal sprang Dominik mit einem 35-m-Satz zum Spartakiadesieg. Erste Gratulanten waren seine Eltern, die bei allen wichtigen Ereignissen dabei sind. Vater Richard Hase erzählte uns damals: „Dominik war sehr aufgeregt. Er hat zum Frühstück nichts gegessen." Nach seinem tollen Erfolg sahen wir ihn im Sportlerquartier, dem FDGB-Heim „Am Fichtelberg", tüchtig zulangen ...



Emmy sucht den Wald.
Sucht ihr den
4. Buchstaben.

Neue Ziele

Sein drittes Ziel, die Aufnahme an eine Kinder- und Jugendsportschule, hat der Junge aus dem Harz inzwischen auch geschafft. In Thüringen, an der Kinder- und Jugendsportschule Oberhof, lernt und trainiert er. Heute startet Dominik für den Armeesportklub „Vorwärts" Oberhof. Er hat eine gute Entwicklung genommen, zählt zu den Besten seiner Altersklasse, ist DDR-Vizemeister und voller Hoffnung für die große Bewährungsprobe bei der Kinder- und Jugendspartakiade Ende Februar in Oberhof.
„Das Schönste am Skispringen ist das Gefühl des Fliegens. Dazu muß man sich stets neu überwinden. Jeder Sprung – egal von welcher Schanze – ist eine neue Herausforderung. Der stelle ich mich gern", sagt Dominik.
Spätestens seit seinem Erfolg beim traditionsreichen „TROMMEL"-Pokalsprunglauf zählt der mutige „Hase" zu den Gejagten. Meist sind es etwa fünfzig bis sechzig Gleichaltrige, die sich als draufgängerische Jäger betätigen. Doch bisher versetzte der „Hase" aus dem Harz meist seine Jäger. In seiner Freizeit ist Dominik ein leidenschaftlicher Angler. Der bisher größte Fisch, der ihm an die Angel ging, war ein 45 Zentimeter großer Karpfen. Ob Dominiks größter Fischzug der Spartakiadesprunglauf in Oberhof werden wird?
Zuzutrauen ist es dem mutigen „Hasen" ...

Text: Michael Jahn Foto: Horst Glocke

Offiziere auf der Schulbank

... erlebte „Frösi" an der Militärakademie „Friedrich Engels" der Nationalen Volksarmee.

An Bord

... eines U-Jägers der Volksmarine ist Korvettenkapitän Jürgen Lohse eigentlich zu Hause. In Rochlitz machte er 1970 sein Abitur. Von dort aus führte sein Weg geradewegs an die Offiziershochschule „Karl Liebknecht" der Volksmarine, und als Seeoffizier stieg Jürgen Lohse als 2. Wachoffizier 1974 auf ein Boot der Volksmarine. Als Kommandant eines U-Boot-Jagdschiffes stieg er ab, um seinen Befehlsstand auf der Brücke für einige Jahre mit der „Schulbank" an der Militärakademie zu vertauschen.

Ein Panzer

... war der bisherige „Arbeitsplatz" von Hauptmann Peter Franke. 27 Jahre jung ist er, machte in Oschersleben sein Abitur, studierte an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" in Löbau vier Jahre und wurde als Kommandeur der Panzertruppen ausgebildet. Den Führungspanzer seiner Panzereinheit hat Peter Franke verlassen, um an der Militärakademie einige Jahre die „Schulbank" zu drücken.

In der Mig 21

... fühlte sich Major Bernd Ruschig bisher am wohlsten. Er machte in Dresden sein Abitur, studierte an der Offiziershochschule der LSK/LV „Franz Mehring" und verließ diese als Flugzeugführer der NVA. In seiner Jagdfliegereinheit war Bernd Ruschig als Kettenkommandeur für seine Genossen verantwortlich. Nun hat er vom Pilotensitz zur „Schulbank" gewechselt!

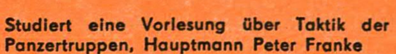
Text und Fotos: Peter Klaus Eckert

Eine Bewährung

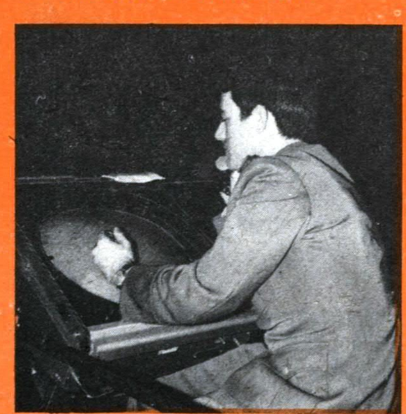
... ist für jeden der drei Genossen dieses Studium an der Militärakademie, der höchsten militärischen Ausbildungseinrichtung unserer Republik. Für keinen war die Umstellung leicht. Zu Hause in ihren Einheiten waren sie alle Kommandeure, die mit dem Befehl arbeiteten. Nun sind sie plötzlich Schüler, genauer gesagt: Offiziershörer, die sich ungeheuer viel Lehrstoff aneignen müssen.
Eigentlich reicht ein normaler Arbeitstag nicht aus, um den Lehrstoff zu bewältigen, alle Bücher zu lesen und die notwendigen Aufzeichnungen zu machen. Und so sitzen der U-Jäger-Kommandant, der Kommandeur einer Panzereinheit und der Jagdflieger mit ihren Genossen oft bis spät in die Nacht hinein und studieren. Wenn es Probleme gibt mit dem Lernen in der Studiengruppe, ist immer ein Genosse da, der hilft. Drei bis vier Genossen bilden ein Lernkollektiv. So läßt es sich leichter lernen.
Klar ist, wer diese Militärakademie mit erfolgreichem Abschluß verläßt, wird in den nächsten Jahren eine Führungsfunktion im Truppen-, Flotten- oder Stabsdienst unserer NVA übernehmen.



Beim Training der Führung einer Abteilung U-Jäger – Korvettenkapitän Jürgen Lohse



Studiert eine Vorlesung über Taktik der Panzertruppen, Hauptmann Peter Franke



Unterricht im Gefechtsstand einer Jagdfliegereinheit, Major Bernd Ruschig

MARAT KASEJ



W. MORSOW

An einem Juniabend saß ich mit Pionieren am Ufer eines ruhigen Flüßchens am Lagerfeuer und lauschte der Erzählung eines Lehrers und ehemaligen Partisanen. Der alte Lehrer erzählte, wie im harten Winter 1942 der 13jährige Marat Kasej zu den belorussischen Partisanen kam.

... Im Frühjahr 1944 machte sich Marat gemeinsam mit dem Chef des Brigadenachrichtendienstes Larin auf den Weg, einen Auftrag zu erfüllen. Obgleich die Dunkelheit zunahm, gelang es ihnen, das vor ihnen liegende Dörfchen Choromenskoje zu erspähen. Faschisten gab es dort nicht, aber dennoch entschloß sich Larin, die völlige Dunkelheit abzuwarten, um unbemerkt ins Dorf zu gelangen. Die Kundschafter hofften, von dem Verbindungsmann Ignat Fomitsch Nachrichten zu bekommen. Und außerdem mußten sie Fomitsch ein Päckchen druckfrischer Flugblätter aus der illegalen Druckerei überbringen.

Das Dörfchen schien ausgestorben – kein Laut, kein Licht. Aber Kundschafter wissen: Stille ist trügerisch, besonders nachts. Sie ritten bis zu einer Hütte, die sich durch nichts von den anderen grauen, blinden Hütten unterschied. Dreimal klopfte Larin mit dem Griff der Reitpeitsche gegen den Fensterrahmen. Hinter dem dunklen Fenster flammte das Licht einer Kerze auf, und die Tür wurde geöffnet.

Der alte Mann, der auf der Schwelle stand, hustete und schirmte mit gebogener Hand die brennende Kerze ab.

„Ich dachte, es sei das Gesindel. Euch habe ich heute nicht erwartet. Aber kommt doch herein, weshalb wollt ihr naß werden", sagte der Alte.

Die Kundschafter setzten sich auf eine Bank, sie zogen sich nicht aus, nahmen nur die Mützen ab. Larin holte aus einem eisernen Topf ein paar Kartoffeln und legte sie vor Marat hin. Aber der Junge wollte nicht essen, ihn verlangte nach Schlaf. Larin sagte: „Leg dich hin, Marat, und schlafe etwas. Fomitsch und ich unterhalten uns inzwischen."

Er erwachte von heftigem Schütteln. Larin und Fomitsch riefen: „Schnell! Die Deutschen!"

Marat sprang auf und tastete nach seiner Maschinenpistole.

„Auf die Pferde – und zum Wald!" befahl Larin. „Halte direkt auf den Wald zu! Ich reite etwas weiter nach rechts!"

Flach über die Pferdemähne gebeugt, behielt Marat den gezackten Saum des Waldes im Auge, der sich im Morgennebel schwach abzeichnete. Heftig trommelte ein Maschinengewehr hinter ihm. Orlik bäumte sich auf und stürzte zu Boden. Der Junge rannte über das Feld auf das Gebüsch zu. Hoch und dicht, war es schon ganz nahe. Aber die restlichen hundert Meter mußte Marat kriechen, weil die Kugeln um seinen Kopf pfiffen. Hinter dem Gebüsch war eine Vertiefung, in die der Junge kroch. Die Wange an die Erde gepreßt, atmete er lang und tief, als trinke er Wasser aus einer Quelle. Er ließ keinen Blick von dem Feld, löste zwei Handgranaten vom Gürtel und legte sie vor sich hin.

Die Faschisten kamen so dicht heran, daß ihre Dienstgradabzeichen zu erkennen waren. Ein Offizier schritt voran. Marat zielte lange auf ihn. Vor Erregung zitterten seine Hände, und einige Sekunden konnte er ihn einfach nicht aufs Korn nehmen.

Marat hoffte immer noch, daß Larin auf die Feinde schießen würde Er wußte ja nicht, daß Larin tot war.

Marat zielte von neuem. Und diesmal schien die Waffe wie von selbst zu schießen, böse und zielsicher. Die Faschisten warfen sich zu Boden. Als sie sich wieder erhoben, war der Offizier nicht mehr unter ihnen, und die ganze Kette hatte sich merklich gelichtet. Die Faschisten schrien einander wütend etwas zu. Marat preßte wieder die Wange an die Waffe. Die Arme hochwerfend fiel ein Soldat rücklings nieder. Schwerfällig setzte sich ein anderer zu Boden. Aber da schwieg die Maschinenpistole plötzlich. Die Patronen waren zu Ende! Erst jetzt wurde dem Jungen bewußt: Sie wollen mich lebend! Deutlich hörte er ihre heiseren Stimmen: „Ergib dich! Russe, ergib dich!"

Marat wartete, bis die Faschisten ganz nahe herangekommen waren. Dann warf er eine Granate. Nach der Explosion hörte er neben wildem Geschrei noch das Stöhnen der Verwundeten. Jetzt erhob sich Marat in seiner ganzen Größe und schritt dem Feind entgegen.

„Nehmt mich gefangen! Kommt schon! Schneller! Schneller!"

Damit eine Kugel ihn nicht früher erreiche, bevor die hoch über seinem Kopf erhobene Granate explodiert sei, stürzte Marat den verblüfften Faschisten entgegen. Die Explosion tötete noch einige von ihnen.

*

So erzählte der alte Lehrer.

Später begab ich mich mit Pionieren in das Heimatdorf Marats, nach Stankowo und auch in den Stankowsker Wald, wo im Krieg der Feind durch Partisanenbajonette in Schrecken versetzt wurde. Aber wer ist nun dieser Junge, wie war er, woher nahm er in diesem schweren Augenblick eine solche Kraft?

Es gelang mir, die Adresse der Schwester Marats, der Minsker Lehrerin Ariadna Iwanowna Kasej, ausfindig zu machen, die aus Marats Kindheit erzählte.

... Er träumte wie alle Jungen auf der Welt von Heldentaten. Und er sah sich bald als Roten Matrosen, bald als Kundschafter. Aber sein kleiner Wuchs und sein durchschnittliches Gesicht – das Gesicht eines Dorfjungen mit lustigen Augen – machten Marat Kummer. Marat glaubte, ein Held könne nur ein Mensch hünenhafter Gestalt werden, mit mächtigen Schultern, einer kräftigen Stimme, einem Adlerprofil und unbedingt mit einem Bart wie sein Großvater Ales, einem ehemaligen Partisanen. Aber es sollte ganz anders kommen.

Der Kampf Marats begann lange bevor er zu den Partisanen ging. Sein Heimatdorf wurde vom Feind nicht bombardiert. Die schweren Bombenflugzeuge mit den schwarzen Kreuzen auf den Tragflächen flogen weiter nach Osten. Anstelle von Bomben wurden über dem Dorf am 22. Juni 1941 faschistische Fallschirmjäger abgesetzt, die die Uniform sowjetischer Kommandeure und Rotarmisten trugen.

Am ersten Kriegstage erblickte Marat zwei auf dem Friedhof. Einer, der die Uniform eines Panzersoldaten der Roten Armee trug, begann mit dem Dorfjungen zu reden.

„Wo gibt es bei euch ...", der Unbekannte zeigte mit einer Bewegung, daß er sehr hungrig war. Unruhig blickte er nach allen Seiten. Marat fiel auf, daß die Pistolentasche bei diesem „Panzersoldaten" fast auf dem Bauch hing. Unsere tragen die Waffe anders, ging es ihm durch den Kopf.



„Ich werde Milch und Brot holen. Sofort." Der Junge nickte in Richtung des Dorfes. „Oder gehen wir doch zu uns. Unsere Hütte liegt am Dorfrand, nicht weit..."
„Bring es hierher!" befahl der „Panzersoldat"
In der Hütte der Familie Kasej saßen einige sowjetische Grenzsoldaten. Marat stürzte ins Haus mit einem Gesicht, daß alle sofort ein Unglück ahnten.
„Auf dem Friedhof sind sie!"
Die Grenzsoldaten liefen hinter Marat her, der sie den kürzesten und sichersten Weg führte. Als sie bewaffnete Männer erblickten, liefen die verkleideten Faschisten dem Wald zu. Marat hinter ihnen her. Nachdem sie den Wald erreicht hatten, begannen sie zu schießen. Zu diesem Zeitpunkt fuhr auf der Straße ein Auto mit Rotarmisten. Sie hatten die Schüsse gehört und eilten zu Hilfe.
Am Abend hielt ein Lastwagen vor dem Häuschen der Familie Kasej. Auf ihm saßen unsere Soldaten und zwei Gefangene. Die Mutter Marats stürzte weinend zu ihrem Sohn. Die Beine des Jungen waren blutüberströmt, sein Hemd zerrissen.
„Wir danken Ihnen, Mütterchen!" Die Soldaten drückten nacheinander Marats Mutter die Hand. „Einen tapferen Sohn ziehen Sie groß, einen guten Soldaten!"
Es vergingen einige Tage. In Dsershinsk und Negoreloje waren Garnisonen des Gegners untergebracht. Etliche Male tauchten die Faschisten in Stankowo auf. Sie drangen in das Haus der Kasejs ein und durchwühlten alles. Ein Glück, daß sie nicht auf den Gedanken kamen, die Dielenbretter im Flur hochzuheben. Dort hatte Marat Patronen und Handgranaten versteckt. Tagelang verschwand er irgendwohin und kam dann zurück mit einem Patronenstreifen oder mit dem Teil von einer Waffe.
Im Herbst nahmen sie Anna Alexandrowna, die Mutter Marats, fest. Einige Monate später erfuhren Marat und seine Schwester, daß die Faschisten ihre Mutter in Minsk erhängt hatten, weil sie Verbindung zu Partisanen hatte. Damals gingen die Kinder zu den Partisanen in den Wald von Stankowo.
Über Marat als Kundschafter erfuhr ich aus dem Munde des Partisanenkundschafters Nikolai Kaletschiz.

*

Marat ging sowohl mit erfahrenen Kämpfern als auch allein auf Erkundung. Er fürchtete sich nicht, einen Auftrag des Kommandeurs zu beliebiger Zeit auszuführen. Er verkleidete sich als Hirte oder als Bettler und begab sich in die feindlichen Garnisonen. Er dachte weder an Erholung noch an Schlaf oder an den Schmerz in den zerschrammten, bis aufs Blut aufgeriebenen Füßen. Und es kam nicht vor, daß er mit leeren Händen zurückkehrte.
Einmal führte Marat mit dem Komsomolzen Sascha einen Auftrag aus. Lange blieben die Jungen fort. In der Gruppe begann man unruhig zu werden: „Vielleicht waren sie in einen Hinterhalt geraten?" Da plötzlich hörten sie ein Auto die Waldschneise entlangkommen. Man schlug Alarm, weil man glaubte, es seien die Faschisten. Aber dann sahen die Partisanen, daß in einem deutschen Stabsauto voller Stolz Sascha und Marat saßen! Die Kundschafter hatten damals überaus wertvolle Nachrichten über den Feind in Erfahrung gebracht und den Faschisten ein Auto entführt.

*

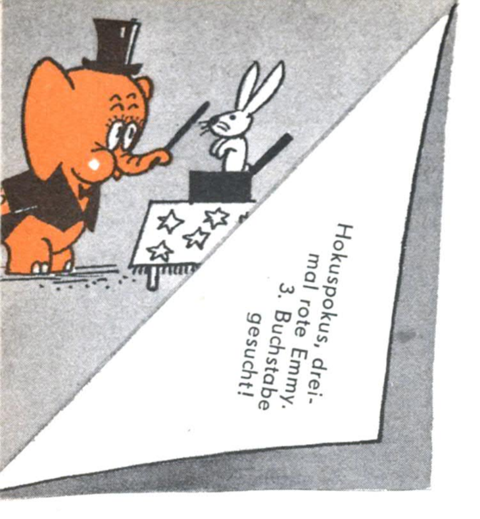
Und hier ist ein Bericht des ehemaligen Kommandeurs der Partisanenbrigade N. J. Baranow:
... Das Frühjahr 1944 erlebte die Partisanenbrigade im Dorf Rumok. Am Morgen des 8. März wurde durch Meldungen des Nachrichtendienstes bekannt, daß sich größere Gruppen von Frauen dem Dorf näherten. Viele hätten Kinder auf den Armen.
„Wieder haben die Faschisten irgendwo ein Dorf angesteckt!" schlußfolgerte der Kommandeur.
Es wurde befohlen, die wärmsten Hütten für die Kinder freizumachen. Die Köchinnen sollten Buchweizengrütze mit Milch kochen. Die ersten Frauen tauchten bereits am Walde auf, als auf schaumbedeckten Pferden drei Verbindungsleute in den Stab jagten: „Genosse Kommandeur! Das sind keine Frauen, sondern verkleidete Deutsche! Alarm! Alarm, Genossen!"
Die Partisanen brauchten wenig Zeit, sich zum Kampf vorzubereiten. Aber keiner der Kommandeure wollte als erster den Befehl „Feuer!" geben. Vielleicht war es ein Mißverständnis, ein Irrtum?
Der Regimentskommandeur Askerko befahl seinen Soldaten: „Die erste Salve in die Luft... Achtung! Feuer!"
Und da ließen sich die „Frauen" in den Schnee fallen. Sie taten das so, wie es nur gut ausgebildete Soldaten können. Sie wickelten auch ihre „Säuglinge" aus und verwandelten sie in Maschinengewehre und Granatwerfer. Askerko kam nicht dazu, das zweite Kommando zu geben – er fiel blutüberströmt zu Boden.
Über Marat pfiffen die Kugeln hinweg. Aber es gelang ihm, zu der Hütte zu reiten, die zum Gefechtsstand des entbrannten Kampfes geworden war. Er verbarg sein Pferd Orlik hinter der Hütte. Marat nahm seine Maschinenpistole ab und kroch rasch zum Brigadekommandeur. Die Deutschen begannen bereits, das Dorf mit Granatwerfern zu beschießen. Eine alte Mühle loderte wie eine Fackel auf, die Hütten am Dorfrande fingen an zu brennen. Inmitten des Krachens hörte der Junge die Stimme Baranows nicht, der etwas zu dem Verbindungsmann Prokoptschuk sagte. Prokoptschuk wandte sich um und kroch zurück. Er sprang auf das Pferd, setzte über den niedrigen Zaun und jagte dem Kiefernwald zu.
Prokoptschuk hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ihn eine feindliche Kugel traf.
Marat begriff, wohin Prokoptschuk geschickt worden war: sieben Kilometer von Rumok entfernt stand die „Furmanow"-Gruppe. Diese könnte den Faschisten mühelos in den Rücken fallen. Aber wie sollte man es ihr mitteilen? Der Junge wollte schon zu seinem Pferd kriechen, aber der Kommandeur sah ihn: „Marat, geh sofort in Deckung!"
Da hörte Marat, wie der zweite Verbindungsmann sagte: „Erlauben Sie mir zu reiten, Genosse Kommandeur. Ich werde versuchen... Sonst fügt der Feind uns zu große Verluste zu..."
Smeltschak sprang auf das Pferd und sprengte unter Deckungsfeuer aus dem Dorf. Aber auch er überwand den Todesstreifen nicht. Ohne den Kommandeur zu fragen, kroch Marat entschlossen zu seinem Pferd.
„Warte, Junge!" Baranow sah dem Jungen in die Augen, die hart, aber ruhig und entschlossen blickten. „Sieh dich vor, hörst du! Reite geradezu, das ist am sichersten. Wir werden dir Deckung geben... Gib mir die Hand."
Marat streckte ihm die Hand entgegen und fühlte, wie sich die stachlige Wange und die rauhen Lippen des Kommandeurs gegen sein heißes Gesicht drückten.
Der Kommandeur verfolgte den Reiter voller Sorge und Unruhe. Er war fast nicht zu sehen, denn er preßte sich so dicht an den Pferdehals, als sei er mit ihm verwachsen. Explosionen ließen schwarze Erdfontänen vor und hinter dem Pferd emporschießen. Bis zum rettenden Wald waren es nur noch wenige Meter, als Orlik plötzlich stolperte. Dem Kommandeur blieb das Herz fast stehen.
Aber das Pferd riß sich mit ganzer Kraft vorwärts. Ein Sprung! Noch ein Sprung! Und der Reiter war im Wald verschwunden.
Als im Rücken der Faschisten plötzlich Partisanen auftauchten, war ihre „Maskerade" zu Ende. Marat hatte die Kampfgefährten gerettet!

*

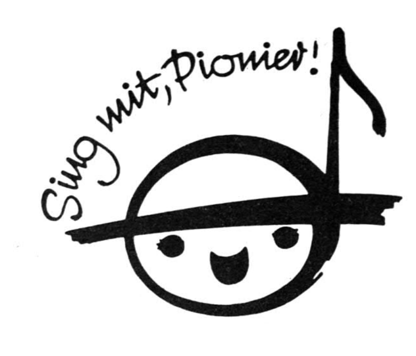
Das habe ich über den Leninpionier Marat Kasej erfahren.
Es gelang mir, die Liste der Auszeichnungen zu finden, in der der Kundschafter des Stabes, Marat Kasej, geboren 1929, von Nationalität Belorusse, zur Auszeichnung mit der Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen wurde.
Für seine Teilnahme an Kampfhandlungen war der junge Partisan auch mit der Medaille „Für Verdienste im Gefecht" und mit dem Orden des Vaterländischen Krieges 1. Klasse ausgezeichnet worden. Am 9. Mai 1965 wurde Marat Kasej auf Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR postum der Titel „Held der Sowjetunion" verliehen.

Aus dem Russischen übersetzt: Thea Woboditsch
Zeichnungen: Karl Fischer

Ob da einer anbeißt? Wir brauchen den 1. Buchstaben.



SIGNAL!



Das erste **„Signal"** des Jahres 1985 erklingt im DDR-Kinderfernsehen
am Sonntag, dem 24. März 1985, 10.00 Uhr, im 1. Programm



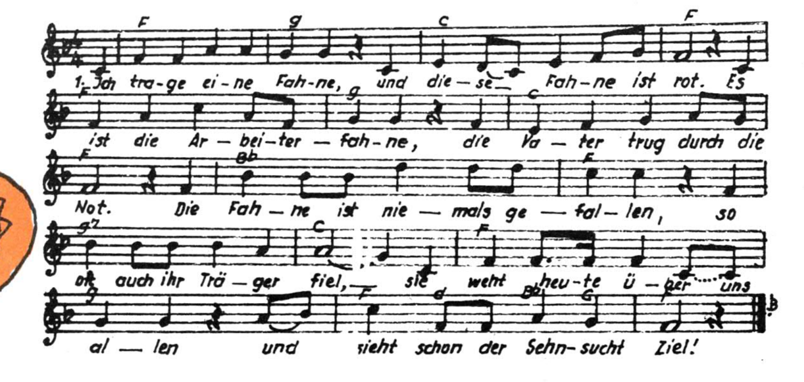
Fröhlich sein und singen – das ist das Anliegen jeder „Signal"-Singesendung. Deshalb geben wir euch mit dem folgenden Kanon, der durch den „Frösi"-Vierzeilerwettbewerb entstand, den Rat:

Man muß auch mal was wagen

Text: Uta Krebs, 10 Jahre, Löbau, Musik: Wolfgang Richter



Wer kennt nicht das folgende Lied? Einige Pioniergenerationen haben es bereits gesungen und werden es noch singen. Besonders gegenwärtig nimmt es einen festen Platz in der „Pionierexpedition – Rote Fahne" ein.



Ich trage eine Fahne

Text: Helmut Hauptmann
Musik: Eberhard Schmidt

2. Ich trage eine Fahne,
das Rot der Arbeitermacht.
Es hat die Arbeiterfahne
bei Nacht mein Vater bewacht.
Und hat sie mir früh übergeben,
als Morgenrot stieg empor;
daß wir sie zur Sonne heben
bei Tag, den der Kampf beschwor.

3. Ich trage eine Fahne,
und diese Fahne ist rot.
Es ist die Arbeiterfahne,
die uns die Einheit gebot.
Sie hat unsre Väter begleitet
durch Hader und Nacht und Krieg.
Drum vorwärts, ihr Söhne! Erstreitet
zu Ende den großen Sieg!

Zeichnung: Wilfried Läpke

Probiert doch zum nächsten Gruppennachmittag einmal die „Singe-Schlange". Das Lied kann nicht nur gesungen, sondern auch gestaltet werden. Schaut euch den Text genau an, und laßt euch dazu einfallen, wie ihr euch zum Gesang bewegen könnt.



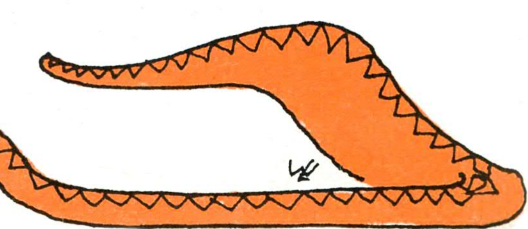
Singe-Schlange

Text und Musik: Dieter Brunner

2. Singe-Schlangen schlingen nicht,
auch wenn's prima schmeckt.
Singe-Schlangen schlafen nur
bis ein Lied sie weckt!
Jeder reicht dem Nachbarn seine Hand ...

3. Singe-Schlangen schleichen selten,
leis auf keinen Fall!
Singe-Schlangen-Schlager hörst du
bald schon überall!
Jeder reicht dem Nachbarn seine Hand ...

4. Heute, liebe Leute,
war zu hören und zu sehn:
Unsre lange Singe-Schlange,
die nie still kann stehn.
Jeder reicht dem Nachbarn seine Hand ...





„Hof des Waisenhauses in Amsterdam", 1876



„Konservenmacherinnen", 1879

Von der Würde des Menschen

Zum Bild des Monats



„Papageienallee im Amsterdamer Zoo", 1902
Fotos: Werner Popp

Mit einem einst heiß umstrittenen Gemälde hat Max Liebermann seine künstlerische Laufbahn begonnen. Als 24jähriger malte er nach einer Ausbildung an der Weimarer Kunstschule 1872 das Bild „Die Gänserupferinnen". Es zeigt derbe, alte Frauen, die den Gänsen die Flaumfedern ausreißen. So etwas hatte es zuvor in Deutschland noch nicht gegeben, so nackt und wahr hatte bisher niemand die unschöne Arbeit der einfachen Leute dargestellt. Hier war nichts verklärt, nichts ausgelassen und nichts gefühlvoll überladen worden. Und es sollte sich bald zeigen, daß diese Auffassung von Kunst, die der herrschenden akademischen Historienmalerei genau entgegenstand, nicht dem Zufall oder einer Laune entsprungen war. Denn Liebermann gesellte diesem Motiv weitere hinzu: „Konservenmacherinnen", „Korbflechter", „Arbeiter im Rübenfeld" und eine „Zimmermannswerkstatt".

Aber neben der Hinwendung zu sozialer Thematik, die die Außenseiter der Gesellschaft mit einschloß, lockte es Max Liebermann immer wieder, sich den malerischen Reizen der Natur hinzugeben. Die regelmäßigen Hollandaufenthalte, durch die der Maler glaubte, der ländlichen Einfachheit, aber auch der niederländischen Kunst besonders nahe zu sein, haben seine Motivwelt für viele Jahre geprägt. Großartige Figurenbilder wie die „Amsterdamer Waisenmädchen", „Die Bleiche", „Netzflickerinnen", „Frau mit Ziegen" und die „Kuhhirtin" belegen sein Streben nach umfassender Behandlung des Themas. Eine Wandlung brachten erst die neunziger Jahre. Von da ab zogen leuchtende Farben in seine Gemälde ein, und von der Alltagswelt der Bauern, Fischer und Handwerker wandte der Künstler sich mehr der Ferienwelt der Sommerfrischler und Städter in Biergärten, Restaurants, an den Stränden, auf den Plätzen, in den Höfen und Gärten der verträumten holländischen Städte zu.

Der erste Weltkrieg schnitt Liebermanns Verbindung zu Holland ab. Jetzt wurde der Wannsee-Garten an seinem Haus zum reizvollen Gegenstand seiner Malerei. Übertrieben schwelgerisch hat Liebermann sich der Wirklichkeit gegenüber nie verhalten. Immer wieder erstaunt er durch seine nüchterne Art der Betrachtung. Teilnehmende Wärme braucht man deshalb in seiner Kunst nicht zu vermissen. Das gilt besonders auch für seine Menschendarstellungen.

Max Liebermann war ein anerkannter Künstler, er war Ehrendoktor der Berliner Universität, Präsident der Preußischen Akademie der Künste, und trug seit 1897 den Professorentitel. Dennoch haben ihn die Machthaber des faschistischen Deutschland diffamiert, ihm Mal- und Ausstellungsverbot ausgesprochen. Als er 1935 starb, überwachte die Gestapo sein Begräbnis auf dem Jüdischen Friedhof. Nur wenige Freunde konnten dabeisein, darunter Käthe Kollwitz, Hans Purrmann, Ferdinand und Hans Sauerbruch.

Sabine Sülflohn



FRÖSI·LESER VOGEL·FRAGEN

Wir haben zu Hause einen Wellensittich, den wir noch recht lange haben wollen. Er mausert aber viel. Ist das normal?

Monika Schilke, 7021 Leipzig

Wenn dein Wellensittich sehr oft mausert, so ist etwas nicht in Ordnung. Ursache können ungünstige klimatische Bedingungen – starke Schwankungen von warm und kalt – oder auch Milben sein. Deinen Vogel stelle einem Tierarzt vor, damit die Ursache genau geklärt wird.

Darf man einen zahmen Vogel, den ich erst ein paar Tage habe, aus dem Käfig lassen, und wie bekomme ich ihn wieder hinein?

Britta Schulze, 3240 Haldensleben

Natürlich kann man einen zahmen Vogel aus dem Bauer lassen. Irgendwann muß er seine Umgebung ja untersuchen. Er wird dann auch wieder in seinen Bauer zurückgehen, spätestens dann, wenn er Hunger hat und dort sein Futter auf ihn wartet.

Kann man einen Wellensittich mit dem Alter von $1^1/_2$ Jahren noch zähmen?

Margit Müller, 3310 Calbe

Je jünger ein Wellensittich ist, desto erfolgreicher die Zähmung. Man setzt sich vor den Käfig und spricht mit dem Vogel. Es sollte sonst niemand im Zimmer sein, damit der Vogel nicht abgelenkt wird. Irgendwann hält man den Zeigefinger in den Käfig und der Vogel wird sich darauf setzen. Aber bis dahin kann eine längere Zeit der Übung vergehen. Viel Geduld und Zeit braucht man dazu.



Mein Wellensittich hat eine weiße Nase. Ist er krank?

Beatrix Kabelitz, 3221 Sommersdorf

Die Nase verfärbt sich bei männlichen und weiblichen Tieren im Laufe des Lebens verschieden. Ansonsten kann es sich bei einem älteren, erwachsenen Vogel auch um Schnabelmilben handeln. Wenn die Nase z. B. weiß ist und ganz winzige Löcher an der Oberfläche zu sehen sind, ist es diese Erkrankung. Dann ist einmal in der Woche der Schnabel gründlich mit Speiseöl oder Babyöl zu bepinseln, die Beine auch! Das jeweils noch zwei Wochen lang. Dann müßte es gut sein. Den Käfig ganz gründlich mit heißem Sodawasser schrubben, besonders die Sitzstangen.

Ich habe einen Wellensittich. Das Bauer steht in der Küche. Ist das für Wellensittiche schädlich?

Kordula Scholz, 5321 Oberroßla

In einer Küche wird gekocht und ein Gasherd verbraucht viel Sauerstoff. Außerdem ist beim Kochen die Luftfeuchtigkeit sehr groß. Beides ist nicht gut für einen Wellensittich. Sollte es aber keinen günstigeren Platz in der Wohnung geben, so muß man für genügend Frischluft sorgen. Aber achtet darauf, daß der Vogel nicht der Zugluft ausgesetzt wird, und legt am besten jedesmal ein Tuch über den Käfig, falls der Temparaturunterschied zu groß ist.

Ich habe ein Problem. Mein Wellensittich hebt immer, wenn er stillsitzt, sein rechtes Bein. Woran liegt das?

Anke Minnich, 1220 Eisenhüttenstadt

Es handelt sich um ein ganz normales Verhalten des Sittichs. Aber sicherheitshalber ist zu raten, doch einmal einen Tierarzt aufzusuchen, weil es sich eventuell auch um eine Entzündung am Beinchen handeln könnte.

Wie macht man Wellensittiche handzahm?

Katrin Wiegand, 5101 Kerspleben

Um einen Vogel handzahm zu bekommen, braucht man viel Zeit, Ruhe und Geduld. Sich viel mit ihm beschäftigen, und jede Bewegung langsam ausführen, damit der Vogel sich nicht erschreckt, führen meistens zum Erfolg. Der eine wird schneller zahm, der andere braucht viele Wochen oder Monate.

Wie alt werden Wellensittiche?

Diana Schulze, 1830 Rathenow

Das Durchschnittsalter eines Wellensittichs beträgt etwa sieben Jahre, aber es ist keine Seltenheit, wenn sie 10 bis 12 Jahre alt oder älter werden. Je günstiger die Haltungs- und Fütterungsbedingungen, desto länger wird der Wellensittich leben.

Darf ein Wellensittich in einem Schlafzimmer untergebracht werden?

Doreen und Silke Henschel, 9921 Triebel

Ja, man darf, aber warum gerade im Schlafzimmer? Dort hält man sich doch nicht sehr häufig auf. Da man sich mit dem Wellensittich beschäftigen sollte, ist dieser Standort ungünstig. Sicher findet man einen geeigneteren Platz für den kleinen Freund.

Wie viele lange Schwanzfedern müssen Wellensittiche haben?
Dürfen Wellensittiche normales unbedrucktes Papier anknabbern?
Muß man nachts unbedingt ein schwarzes Tuch über den Käfig hängen?

Anke Probst, 2860 Lübz

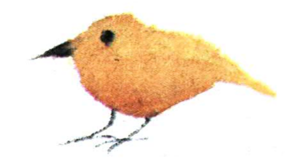
Die Länge eines Wellensittichs sollte von der Stirn bis zur Schwanzspitze gemessen 210 mm betragen, die Schwanzlänge 100 mm. Der Sittich besitzt zwei lange Mittelfedern. Normales und unbedrucktes Papier dürfen Wellensittiche anknabbern. Dennoch sollte man es ihm trotzdem nicht geben, denn Weidenzweige sind viel wertvoller. Ein Tuch muß nachts nicht über den Käfig gehängt werden, nur dann, wenn der Vogel in einem Raum steht, wo nach dem Dunkelwerden noch Licht brennt oder wo im Wohnzimmer, vielleicht lange der Fernseher an ist. Auch ein Vogel braucht seinen normalen Tag- und Nachtrhythmus. Nur aus diesem Grund sollte er abends abgedeckt werden.

Darf mein Wellensittich Hansi Brot und Kuchen essen?

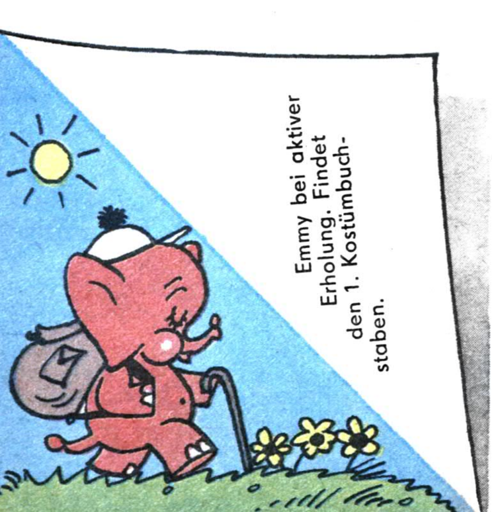
Dirk Schröder, 2040 Malchin

Hansi möchte sich doch bitte mit seinem Futter, das ihn dann auch vor gesundheitlichen Schäden bewahrt, begnügen. Er bekommt Samen, die im Zooladen erhältlich sind, Hirsekolben, Vogelbisquit, Salatblätter, Vogelmiere, Weidenzweige zum Knabbern, Apfelscheiben und geschälte Möhren. Aber auch Ameisenpuppen und etwas rohes Schabefleisch frißt er. Alles andere wie Kuchen und Brot machen ihn nur dick und träge.

Regina Lehmann



Zeichnung: Karl Fischer
Foto: Herbert Schier



KNOBEL-KISTE

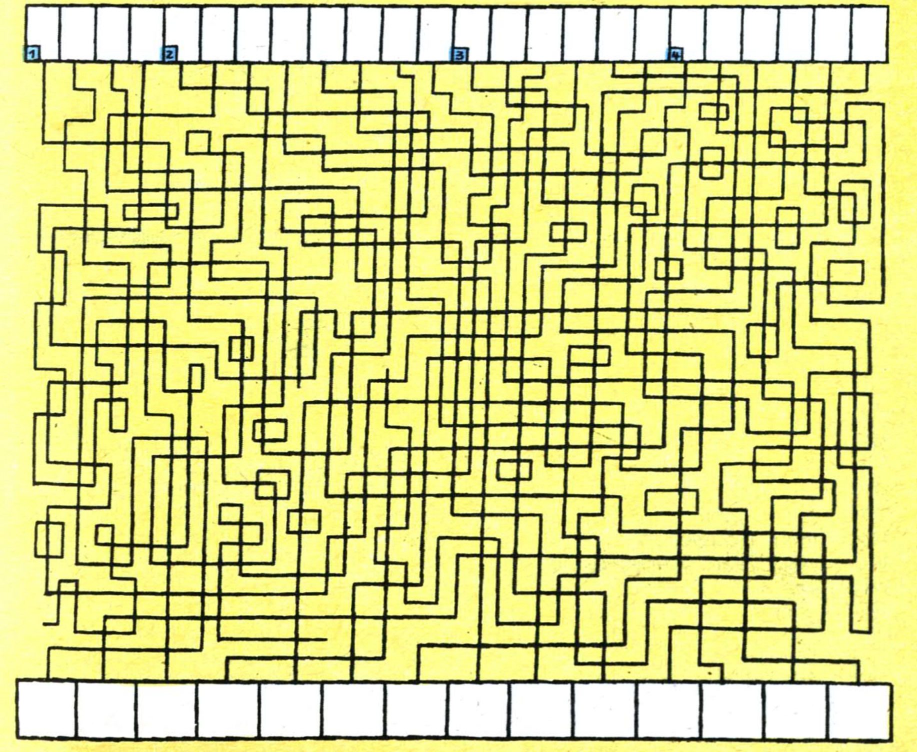


Tragt das jeweilige Lösungswort in die oberen Buchstabenfelder ein.

1 Wie viele Reißzwecken liegen auf dem Tisch?
2 Neben Otto und Alwin findet ihr noch jemanden auf dieser Zeichnung. Schreibt die Verkleinerungsform (also: . . . chen) auf.
3 Sucht auf Ottos Basteltisch einen Gegenstand, der mit dem Buchstaben „H" beginnt.
4 Eine Tischdecke gehört mit Sicherheit nicht auf den Basteltisch. Findet noch etwas, was dort nichts zu suchen hat.

Und nun verfolgt die Linien und übertragt die Buchstaben, deren Linien unten ankommen, in die entsprechenden Kästchen der unteren Buchstabenleiste. Das Lösungswort nennt den Gegenstand, den Otto basteln möchte.





1 FÜNF, 2 MÄUSCHEN, 3 HAMMER, 4 BUTTER – Otto bastelt ein FUTTERHÄUSCHEN

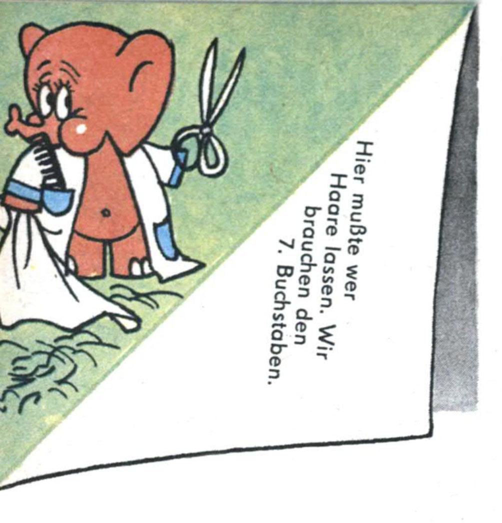
Das blaue Auge ist nur geschminkt. 4. Buchstabe gesucht.

Faschingstrubel, Narrentreiben!
Welch ein Spaß, kaum zu beschreiben!
Nur dem Felsenpinguine,
dem verzieht's nicht mal die Miene.

Kränkte ihn doch gestern einer:
„Dein Kostüm ist Spitze, Kleiner!
Könntest du mir nicht für morgen
auch mal diese Kutte borgen?"

CHRISTAMARIA FIEDLER

Foto: Brigitta Barth
Zeichnung: Christine Klemke



Wald-visite



Laß uns spazierengehen in den Wäldern nahe deiner Stadt oder auf den Hügeln und Hängen hinter deinem Dorf, wo Wiesen und Wege sich verlaufen im Wald ...

Der Wald nimmt dich auf in seinen Tiefen. Im wechselnden Licht des Tages erzählt er dir seine Geheimnisse und seine Geschichten, seine dunklen Schatten brauchst du nicht zu fürchten ...

„Mit Bäumen kann man wie mit Brüdern reden ...", sagt der Dichter Erich Kästner. „Die Wälder schweigen. Doch sie sind nicht stumm. Und wer auch kommen mag, sie trösten jeden ..."

Die Bäume breiten schützend ihre Kronen über dich, in ihrem Schatten kannst du des Waldes Stille hören und den Gesang der Vögel ...

Viele Dinge, die uns täglich umgeben, hat der Wald hervorgebracht, sie sind im Wald gewachsen. Der Mensch hat sie ihm im Laufe der Jahrhunderte durch Arbeit, Wissen und Erfahrung abgerungen. Neun- bis zehntausend verschiedene Erzeugnisse unserer Wirtschaft haben ihren Ursprung in unseren Wäldern. Holz ist nach Kohle und Kali der drittwichtigste Rohstoff unseres Landes ...

Darüber wollten wir mehr wissen. Deshalb sind wir zu Forstleuten gefahren, zu Fachmännern des Waldes – in die waldreichste Gegend unseres Landes – in den Thüringer Wald.

Erhard Reißig ist hier zu Hause. Fachdirektor für Produktion des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes Suhl. Achthundert Beschäftigte gehören zu diesem Betrieb, darunter vierzig Revierförster. Fünf Jahre hat Forstmeister Erhard Reißig an der Technischen Universität in Dresden studiert, bis er als Diplom-Forstingenieur nun Verantwortung trägt für die Produktion von Holz, den Schutz, die Pflege, die Aufforstung sowie den Einschlag der Wälder um Suhl und Umgebung bis hin nach Schmalkalden.

Reißig breitet Karten und Tabellen auf dem Tisch aus, Reviere und Produktionsziffern sind ablesbar. „Auf unseren Lieferplänen stehen Furnierholz – das beste Holz, ohne Äste und schälfähig, es wandert in die Möbelindustrie, Stammholz für die Sägewerke, Faserholz für die Zellstoffindustrie, Spanplattenholz und Hackschnitzel für die Möbelindustrie, Bauholz, Grubenholz für die Stollen im Bergwerk und auch Brennholz – es stammt von Bäumen, die nicht „dick" genug, deren Äste verwachsen und zu verästelt waren. Aber der Mensch hat Verwendung für alles, er ist erfindungsreich.

Aber bei allem, was wir tun, müssen wir immer bedenken, daß der Wald zwar aus einzelnen Bäumen besteht, aber in seiner Gesamtheit ein zusammengehöriger, lebender Organismus ist, der sehr empfindlich auf Eingriffe und Störungen aller Art reagiert, sei es nun durch die Natur oder durch den Menschen", so Erhard Reißig, und er setzt noch hinzu: „Für die Gesundheit und Sauberkeit unserer Wälder sind wir alle mitverantwortlich."

Viel hänge von der Arbeit des Försters ab, von seinem Wissen, seiner Erfahrung, seiner Liebe zur Natur. Wir sollten einmal mit Ernst Schmidt, dem Revierförster von Albrechts sprechen, mit ihm durch seine Wälder gehen ...

*

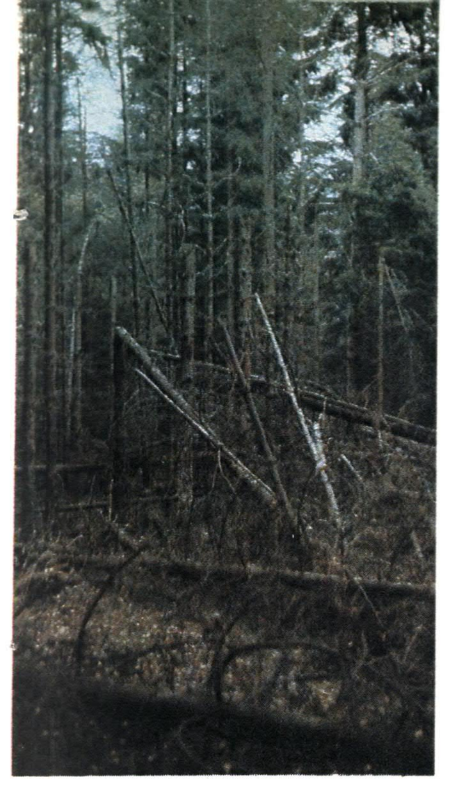
Vielleicht hast du in deiner Straße, in deinem Garten oder im nahen Wald einen Lieblingsbaum. Sieh ihn dir genau an, deinen Baum. Wie hoch und gerade er gewachsen, wie stark sein Stamm, wie dicht und farbig seine Krone ist. Bäume wachsen sehr langsam. Unsere Wälder, ihre Laub- und Nadelbäume wurden gepflanzt, als dein Großvater oder dein Urgroßvater noch jung waren. Pflanzungen, die wir heute vornehmen, werden vielleicht einmal die Wälder sein, in denen deine Enkel spielen ... Forstleute brauchen Phantasie, ihre Saat wächst in die Zukunft. Was hinterlassen wir unseren Enkeln? so hatte Erhard Reißig gefragt. Und vielleicht sollten wir bei unseren Waldspaziergängen auch einmal daran denken, daß Wald gemeinsame Arbeit ist – von Mensch und Natur ...

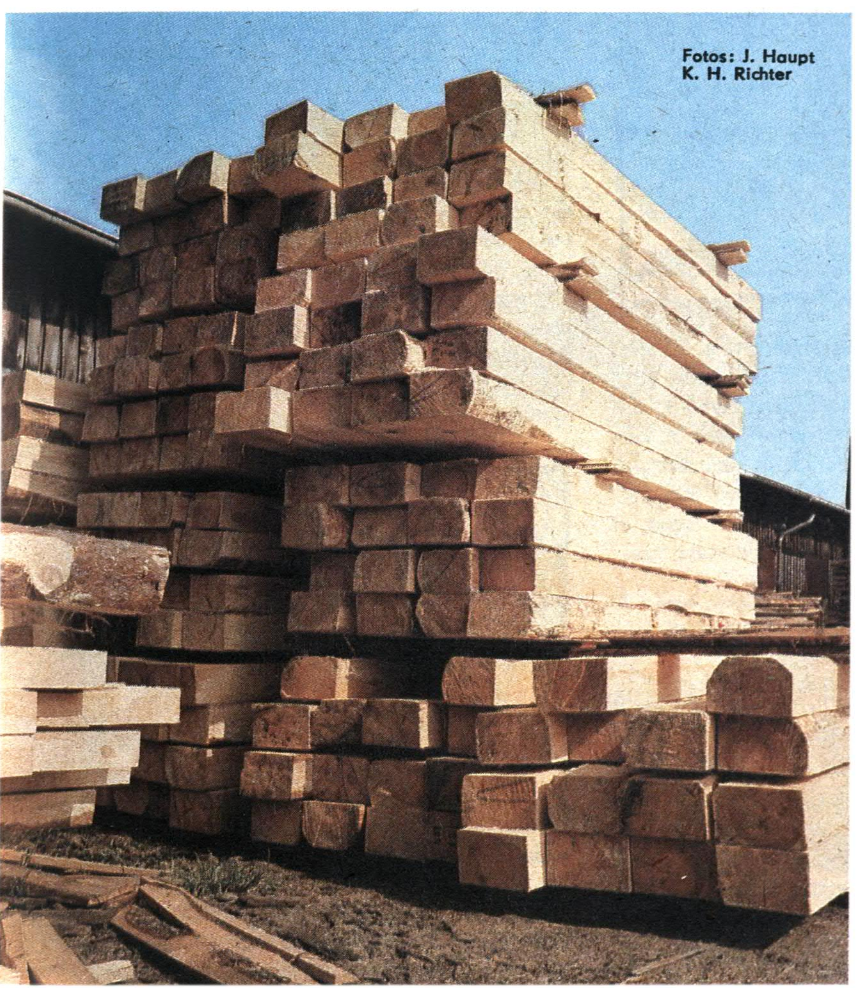
*





Ernst Schmidt wohnt in seinem Forstrevier, in seinem Forsthaus, das sich hinter Bäumen versteckt. Albrechts ist eine kleine Gemeinde zwischen Suhl und Zella-Mehlis. Zu Schmidts Revier gehören noch die Dörfer Benzhausen und Dietzhausen. Insgesamt ist sein Reich über eintausendzweihundert Hektar oder über zwölf Quadratkilometer groß. Es liegt vierhundert bis siebenhundert Meter hoch, da wo die Berge des Thüringer Waldes beginnen. Ernst Schmidt kam als junger Mann nach Albrechts, und nun ist er hier seit fünfundzwanzig Jahren Revierförster. Er kennt jeden Baum und jeden Strauch, er hat seine Bäume wachsen sehen.



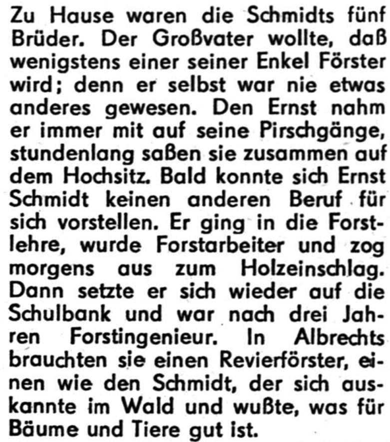


Fotos: J. Haupt
K. H. Richter

Noch gehörten seine Bäume zum Jungbestand, sagte Schmidt. Bis zu einem Alter von neununddreißig Jahren sind Bäume jung, dann werden sie zum Mittelalter gezählt, sie sind stark und strecken sich weiter dem Lichte zu. Aber hat ein Baum erst einmal die Hundert auf seinen Ästen, dann ist er „hiebreif" und kann „geschlagen" werden. Das Höchste an Holzzuwachs hat er erbracht. So redet der Forstmann. Doch Ernst Schmidt hat auch sehr alte Bäume in seinem Revier, eine Fichte sei hundertvierzig, eine Eiche einhundertfünfzig und die älteste Buche sei so um die einhundertachtzig Jahre. Die Gestalt eines Baumes, seine Bewegungen, seine ganze Erscheinung verändere sich mit den Jahren. Schmidt streicht einer Buche über den Stamm. Die Rinde werde rissig, die Äste verkrüppelten, das Laub werde weniger und farbloser. „So ist das mit den Bäumen", sagt er.

Inzwischen sind wir tiefer in den Wald hineingeraten und wohl auch höher hinaufgestiegen. Der Waldboden ist weich und stellenweise von Gras bewachsen, die Baumkronen schließen sich über uns. Wir setzen uns auf einen Stapel Stämme. Hier sieht der Wald aus wie ein sauberes und aufgeräumtes Wohnzimmer. Als ich das sage, wird Schmidt ernst. „Es sah hier auch schon anders aus", erzählt er, „wenn ich an die Schneebruchkatastrophe im Dezember vor drei Jahren denke. Wer das miterlebt hat, vergißt es so schnell nicht. In einer Nacht war zunichte gemacht, wofür wir jahrelang gearbeitet hatten. Der Sturm knickte Bäume wie Streichhölzer, Naßschnee lastete auf den Kronen, bis sie brachen. Besonders die Nadelbäume waren hart betroffen. Etwa ein Drittel unserer Bäume wurde zu Bruchholz. Die Stämme lagen kreuz und quer, das tut einem Forstmann weh. Jahre werden wir für die Wiederherstellung und die Gesundung unseres Waldes brauchen. Die Wiederaufforstung wird in den kommenden Jahren im Vordergrund stehen. Über achtzigtausend Kubikmeter Schneebruch hatten wir allein in unserem Revier. Wir brauchten viele freiwillige Helfer, um das Holz aus dem Walde zu schaffen, und viele haben uns geholfen – nach Feierabend, an Wochenenden. Die Leute hier lieben den Wald. Für die Vögel bringen wir Nistkästen an und bauen Futterstellen. Dabei helfen uns Pioniere und FDJler der Schule hier in Albrechts, einige schon seit Jahren. Junge Forstschutzhelfer nennen sie sich. Viele Stunden ihrer Freizeit verbringen sie im Wald. Manchmal denke ich, sie erkennen jeden Vogel schon an seiner Stimme."



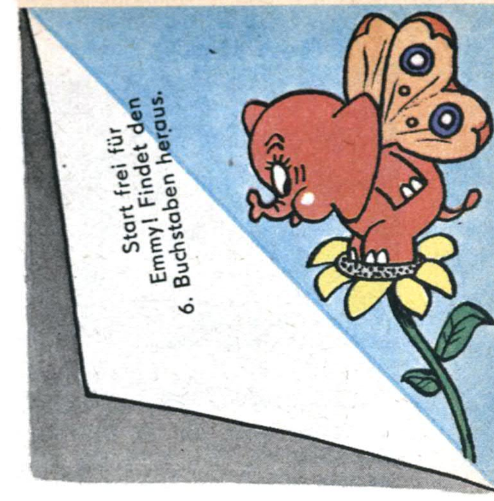


Zu Hause waren die Schmidts fünf Brüder. Der Großvater wollte, daß wenigstens einer seiner Enkel Förster wird; denn er selbst war nie etwas anderes gewesen. Den Ernst nahm er immer mit auf seine Pirschgänge, stundenlang saßen sie zusammen auf dem Hochsitz. Bald konnte sich Ernst Schmidt keinen anderen Beruf für sich vorstellen. Er ging in die Forstlehre, wurde Forstarbeiter und zog morgens aus zum Holzeinschlag. Dann setzte er sich wieder auf die Schulbank und war nach drei Jahren Forstingenieur. In Albrechts brauchten sie einen Revierförster, einen wie den Schmidt, der sich auskannte im Wald und wußte, was für Bäume und Tiere gut ist.

„Man muß die Lebensgewohnheiten der Tiere und Pflanzen kennen, auch die der Bäume, sonst wäre man kein Förster. Bäume haben Eigenheiten. Würden sie auf Böden gepflanzt, die nicht ihren Besonderheiten entsprechen, könnten sie wohl vegetieren, nicht aber leben. Die Fichte kann nicht auf Kalkböden gedeihen, die Buche und der Wacholder dagegen sind ausgesprochen kalkliebend. Lärchen und Kiefern sind anspruchsloser, sie wachsen auch auf einem Bergplateau. Die Wind- und Feuchtigkeitsverhältnisse sind in den Höhenlagen unterschiedlich, aber auch jeder Berg ist oft vom Grundgestein verschieden und weist in sich unterschiedliche Standorte auf."

Baum – Boden – Berg, um sie kreisen Gedanken, Arbeit und Leben von Ernst Schmidt.

Ein Rücketraktor fährt auf dem Weg am Berghang unter uns vorüber, geschickt lenkt ihn der Fahrer um die Bäume. „Einer von unserer Forstbrigade", sagt Schmidt, „der Jüngste ist achtzehn, der Älteste fünfundzwanzig. Sie sind alle Forstarbeiter und Mechanisatoren. Sie brauchen eine Fahrerlaubnis und müssen die Forsttechnik bedienen können – die Rücketraktoren, die Seilkrananlage, die Motorsäge, die Entrindungsmaschinen. Heute werden Bäume maschinell gefällt, und schon im Wald wird das Holz auf Länge geschnitten und dann mit Fahrzeugen abtransportiert. Flößer gab es bei uns vor dreihundert Jahren am Gehlberg.





Aber es ist noch nicht so lange her, da haben wir noch mit Schrotsägen gearbeitet, eine sehr schwere körperliche Arbeit. Früher zogen die Holzfäller mit der Axt auf der Schulter in den Wald. Und manch einer kam nicht wieder. So ein „verdammter" Baum hatte ihn unter sich begraben. Wer wollte da schon Waldarbeiter werden? Heute ist das anders. Unseren Facharbeitern steht moderne Technik zur Verfügung, das verlangt technisches Wissen und technisches Verständnis, aber auch eine gute Arbeitsvorbereitung, Umsicht, Disziplin und eine hohe Konzentration bei der Arbeit. Holzeinschlag ist auch heute nicht ungefährlich. Da muß sich in der Brigade schon einer auf den anderen verlassen können. Es steht zuviel auf dem Spiele. Und es ist kein Spiel."

Wir sehen die Absperrungen. In der Ferne hören wir das singende Geräusch der Sägen und hin und wieder dumpfe Schläge fallender Bäume, und manchmal auch die Flüche der Männer. Wir steigen langsam wieder hinunter zum Forsthaus ...



Kennst du deinen Wald so, daß du mit Bäumen ... wie mit „Brüdern" reden kannst? Sind dir seine Geheimnisse und seine Geschichten vertraut? Kannst du seine Stille hören und den Gesang der Vögel? Oder könntest du dir deine Stadt, dein Dorf ohne einen Baum vorstellen?

Charlotte Groh

Der Zauberer HOTTAB 2. Teil

Bildgeschichte nach dem gleichnamigen sowjetischen Kinderbuch von F. Lagin
Zeichnungen: Rainer Schwalme   Text: Thomas Clausen

1. Wolka wälzt sich im Bett. Klar, an diesem verrückten Tag hat er kaum etwas gegessen. Mehr noch beschäftigt ihn der Umstand, daß er, Pionier der 6. Klasse, einen leibhaftigen Zauberer „besitzt", der ihm alle Wünsche erfüllen will, bisher aber nur Schaden gestiftet hat: Geographieprüfung vermasselt, Bart angehext, Menschen in Hammel verzaubert! Wolka steht auf...



4. Auch Wolka ist sich nicht sicher, ob er träumt, was da vor sich geht. „Bin gleich zurück, mein Gebieter" hört er Hottab murmeln, bevor dieser mit dem Nachbarn wieder zum Fenster hinausfliegt. Wolka starrt ihnen sprachlos nach. Da guckt die Großmutter herein. „Komm frühstücken Söhnchen!" Wolka futtert wie ein ausgehungerter Wolf. „Stell dir vor, heute Nacht haben die Eltern deiner Freunde bei uns angerufen. Sie machen sich Sorgen.



2. ... schleicht in die Küche, will gerade in den Vorratsschrank langen, da klingelt das Telefon. Er blickt sich nach einem Versteck um und eins, zwei, drei steht er hinter dem Vorhang zur Besenkammer. Wehe, Mutter erwischt ihn beim Naschen!
Kurz darauf will er es nochmals versuchen, da läutet es erneut. Irgendwer fragt nach Wolkas Freunden. Seltsam. Hungrig landet er im Bett, schläft endlich ein. Der erste Griff am Morgen gilt seinem Kinn.



3. „Hottab! Hilf! Der Bart sprießt schon wieder!" Aber der Alte ist unterwegs, sucht bereits einen Barbier für den beklagenswerten Wolka. Plötzlich fliegt er zum Fenster herein, hinter sich einen schreckensbleichen Mann, der Rasierzeug in der Hand hält. Wolka verschlägt es die Sprache, und ebenso sprachlos rasiert ihn der Nachbar, der wohl das ganze für einen irren Traum hält.

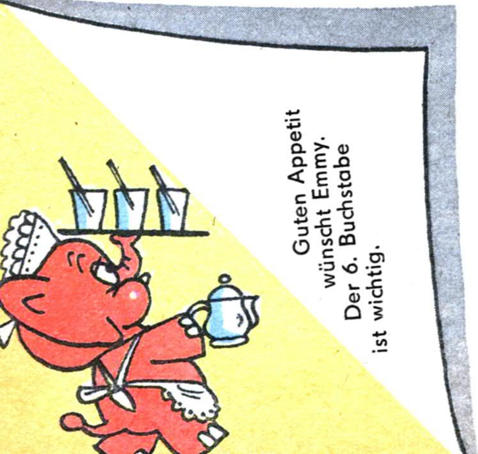


5. Weder Shenja, noch Serjoscha sind abends nach Hause gekommen! Überall sucht man nach ihnen." Diese Neuigkeit verschlägt Wolka den Appetit gründlich. Niedergeschlagen geht er zum Fluß, ihrem ständigen Treffpunkt. Er kümmert sich kaum um Hottab, der kummervoll hinter ihm hertrottet. „Warum bist du so betrübt?" wagt er endlich zu fragen. Wolka schüttet sein Herz aus:



6. „Man nimmt an, sie sind beim Baden ertrunken! Schrecklich! Unvorstellbar!" Er schluchzt. „Hat dein Freund Shenja ein rundes Gesicht, Stupsnase, kurzgeschorene Haare?" Als Wolka nickt, erklärt Hottab: „Dann sei nicht länger traurig, Gebieter! Er ist nicht ertrunken. Er stand im Kino neben dir, krümmte sich vor Lachen. Dafür habe ich ihn bestraft!"





7. „Wie denn?" stammelt Wolka ahnungsvoll. „Ich hab ihn als Sklaven verkauft!" Still. Wolkas Gesicht wird käsebleich, dann zornrot: „Bist du total übergeschnappt?" Er packt Hottabs Bart. „Wenn du ihn nicht augenblicklich zurückholst dann ...!" Hottab zittert. „Ich habe die Zauberformel vergessen, Wolka. Zurückholen kann ich ihn nicht, doch können wir hinfliegen."

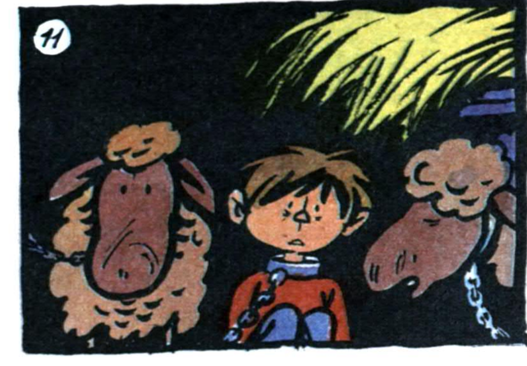
8. Trotz seiner Verzweiflung muß Wolka lachen. „Vielleicht auf ‚ner Wolke?" Hottab ist gekränkt. „Natürlich nicht! Sondern auf dem fliegenden Teppich." Er murmelt etwas und schon heben sich Wolkas Füße. Ein buntgewirkter Teppich trägt sie in die Lüfte. Wolka könnte schreien vor Begeisterung. Endlich ein Zauber, der Spaß macht! Freilich vergeht ihm der bald. Ob man sitzt oder liegt – es bleibt unbequem. Außerdem ist es erst feucht, dann kalt und der Flug wird lange dauern, da der Teppich kein Düsenflugzeug ist. Er schlingert und wackelt bedenklich. „Warme Kleider wären angebracht." Wolkas Zähne klappern laut bei diesen Worten.



9. Hottab hat keine Ahnung, wie warme Kleidung beschaffen sein muß. Seidene Morgenröcke und Tücher zaubert er herbei. Bald sind unsere Reisenden starr und kalt wie Eiszapfen. Eben will Wolka einen heißen Tee verlangen, da erklärt Hottab mit dumpfer Stimme, daß die Kälte seinen Geist erfrischt habe. Die Zauberformel sei ihm wieder eingefallen. „Hurra! Dann nichts wie zurück!"



10. Sie landen dort, wo sie aufgestiegen sind und werden bereits erwartet. Shenja und Wolka begrüßen sich so stürmisch, daß der alte Hottab gerührt seine Nase schneuzt. Wolka stellt sie einander vor. Doch erst, als Hottab seidene Polster aus der Wiese wachsen läßt, ist Shenja von der Existenz eines richtigen Zauberers überzeugt. „Bitte, hilf uns, nun auch Serjoscha wiederzufinden!"



11. Er beteuert, an dessen Verschwinden nicht schuld zu sein. Da erinnert sich Wolka plötzlich schlagartig. „Die Hammel! Total vergessen. Serjoscha war doch beim Friseur!" Ja, was ist inzwischen mit den Hammeln passiert? Ausgerechnet Serjoschas Vater, Leiter eines Tierzuchtinstitutes, hat die Herde in seinem Versuchsstall untergebracht, um die seltene Rasse zu beobachten.



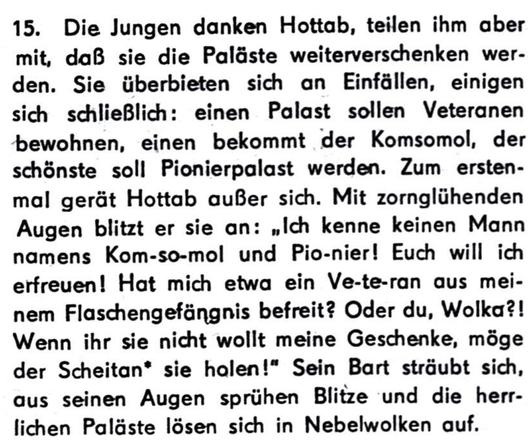
12. Im Stall herrscht ein Höllenspektakel. Zwanzig Männer und ein Junge zerren an den Ketten, mit denen die Hammel festgemacht waren. Schreien, fluchen. Serjoschas Vater ist wie vom Donner gerührt, versteht überhaupt nichts mehr. Als er unter den Angeketteten, die er natürlich hastig befreit, seinen vermißten Sohn entdeckt, wandelt sich der Schreck in riesige Freude.



13. Die drei Freunde können sich mit ungetrübtem Vergnügen in die Ferien stürzen. Hottab hat feierlich erklärt, daß die Freunde seines Gebieters auch die seinigen wären, daß alle ihre Wünsche von ihm erfüllt würden. Doch nach den ersten Erfahrungen mit Hottabs Zaubereien ist Wolka die Lust vergangen. Da beschließt Hottab, sie auf echt morgenländische Weise zu überraschen. Er führt sie zum Flußufer und weist auf drei märchenhafte Paläste, umgeben von üppigen Gärten. Überall Marmor, Goldkuppeln, edelsteinverzierte Türen. Eine Pracht, die den Jungen die Sprache verschlägt. „Ein bescheidenes Haus für jeden von euch, oh ihr Sonnen meines Herzens!" Hottabs Stimme bebt vor Glück.



14. Das Innere der Paläste übertrifft alle Erwartungen. Kostbarkeiten überall. Stolz führt Hottab seinen Gebieter vor eine Tafel. Als Wolka die Lobeshymnen liest, die dort über ihn stehen – wobei die Formulierung: „Dem unübertroffenen Sachverständigen in Geographie und anderen Wissenschaften" ihn besonders erröten läßt – schüttelt er heftig seinen Kopf: „Solche Geschenke kann man nicht annehmen!"



15. Die Jungen danken Hottab, teilen ihm aber mit, daß sie die Paläste weiterverschenken werden. Sie überbieten sich an Einfällen, einigen sich schließlich: einen Palast sollen Veteranen bewohnen, einen bekommt der Komsomol, der schönste soll Pionierpalast werden. Zum erstenmal gerät Hottab außer sich. Mit zornglühenden Augen blitzt er sie an: „Ich kenne keinen Mann namens Kom-so-mol und Pio-nier! Euch will ich erfreuen! Hat mich etwa ein Ve-te-ran aus meinem Flaschengefängnis befreit? Oder du, Wolka?! Wenn ihr sie nicht wollt meine Geschenke, möge der Scheitan* sie holen!" Sein Bart sträubt sich, aus seinen Augen sprühen Blitze und die herrlichen Paläste lösen sich in Nebelwolken auf.

*orientalische Bezeichnung für Teufel



Fortsetzung folgt

Zum Schluß wird sie waghalsig! Der 10. Buchstabe ist gefragt.

FASCHING

Schmetterling

Riesenschleifen

Drahthaarreif mit Silberfolie umwickeln

Cape aus Kreppapier

Gymnastikanzug mit Knöpfen benähen

Sandalen

Roboter

Antennen aus Draht fertigen + mit Tennisbällen versehen

Pappkarton, Sichtfeld ausschneiden + mit Folie bespannen

Ohren: Plastedeckel

Kragen + Stulpen aus Pappe, mit Silberfolie bezogen

schwarzer Gymnastikanzug

Gürtel

6 große Glasperlen

Gummistiefel

Schmetterlingsmotiv mit Filzstiften ausmalen

Schlitze f. Knöpfe

Cape des Schmetterlings

Julchens Haube

Durchmesser: 55 cm

Rand: 7 cm mit Rollgummi versehen

Schottenjunge

schwarze Baskenmütze mit Wollpompon

Fransen

weißes Oberhemd

karierter Schal mit schwarzen Fransen

breiter Ledergürtel

Umhängetasche

weiße Kniestrümpfe mit Knöpfen benähen

rote Kordel mit Quasten

Mädchen aus Peru

Opas alter Hut mit farbigem Band

große Ohrringe

schwarzer Pulli

schwarze lange Zöpfe

Poncho aus alter Decke

langer Rock

Sandalen

Poncho

Küchenjulchen

Nickelbrille

Sommersprossen anmalen

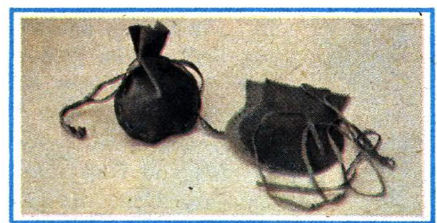
Bluse mit Puffärmeln

bunter Rock

lange weiße Schürze, zweifach gebunden

Ringelstrümpfe

BOUTIQUE





Winterszeit – Faschingszeit

Mit wenig Mühe könnt ihr euch aus vorhandenen Sachen ein originelles Faschingskostüm zusammenstellen. Unsere Zeichnerin hat einmal versucht, euch mit Farbe und Pinsel ein paar lustige Kostümtips zu geben.
Viel Spaß bei der Vorbereitung und beim Pionierfasching!

Kleine Basteleien

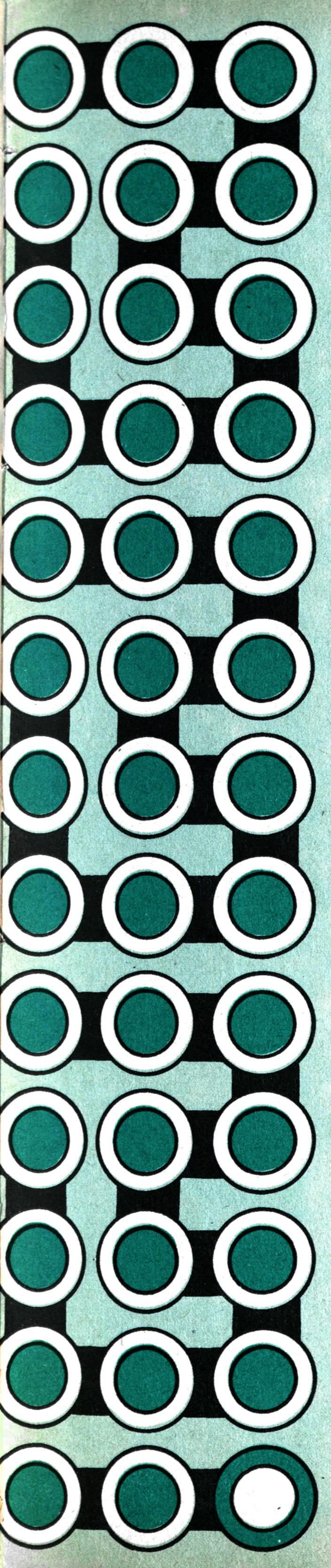
An trüben Wintertagen macht das Basteln mit Freunden besonderen Spaß. Vielleicht fehlt euch noch ein Frauentagsüberraschungstip? Hier sind zwei kleine Anregungen, die ihr leicht nacharbeiten könnt.

Zeichnungen: Heide Hoeth, Fotos: Werner Popp

MEHRZWECKBEUTEL: Aus Lederresten kann ein praktischer kleiner Beutel entstehen. Fertigt euch eine Schablone aus kariertem Papier an (ca. 14 cm lang, 11 cm breit) und schneidet danach zwei Lederteile zu. Mit der Lochzange werden in beide Teile in Abständen von einem Zentimeter Löcher eingedrückt. Zwei größere Löcher werden oben für den Verschluß benötigt. Nun beide Teile mit einem 42 cm langen, schmalen Lederstreifen verbinden und verknoten. Als Verschluß zwei 45 cm lange Streifen von beiden Seiten so durch die Löcher fädeln, daß der Beutel zugezogen werden kann.

SCHMUCKES BEHÄLTNIS: Leere Cremedosen oder kleine Schachteln könnt ihr mit Stoff beziehen und als Schmuckbehälter verschenken. Vor dem Ankleben des Stoffes kann eine kleine Applikation aufgenäht oder ein zartes Motiv aufgestickt werden.

Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Brebereck, Sieglinde Behn, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff – Redaktionskollegium: Ingrid Ring, Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dr. Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, Obering. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi" 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee.
Redaktionsschluß: Nov. 1984



Durch's Labyrinth geschwind?

Das hängt von jedem Spieler selbst ab, denn es gibt einfache, aber lange Wege und solche, die kürzer, jedoch schwieriger sind. Die Entscheidung liegt bei euch.
Beliebig viele Mitspieler können mitmachen. Jeder erhält eine Halmafigur und alle zusammen benötigen einen Würfel.
Los geht's! Start ist am Startpunkt, eingesetzt wird mit einer gewürfelten 6 und dann immer abwechselnd, entsprechend der Augenzahl weiter im Labyrinth. Wie gesagt, der Weg zum Ziel bleibt jedem selbst überlassen. Kommen zwei Figuren auf einem Spielfeld zu stehen, muß der erste Mitspieler erneut am Start antreten. Gewonnen hat unser Spiel, wer als erster den Zielpunkt durchwandert.
Einige Strecken sind mit Würfelfeldern unterbrochen. Über dieses Hindernis gelangt ihr nur, wenn ihr die entsprechende Augenzahl würfelt.
Wir wünschen euch viel Spaß und: Verlauft euch nicht!

Zeichnungen: Jürgen Günther
Idee: Frank Frenzel

Hier stört den Alwin das Geknarre, denn ganz schön alt ist diese . . .



Verbindet die Punkte entsprechend der Reihenfolge.

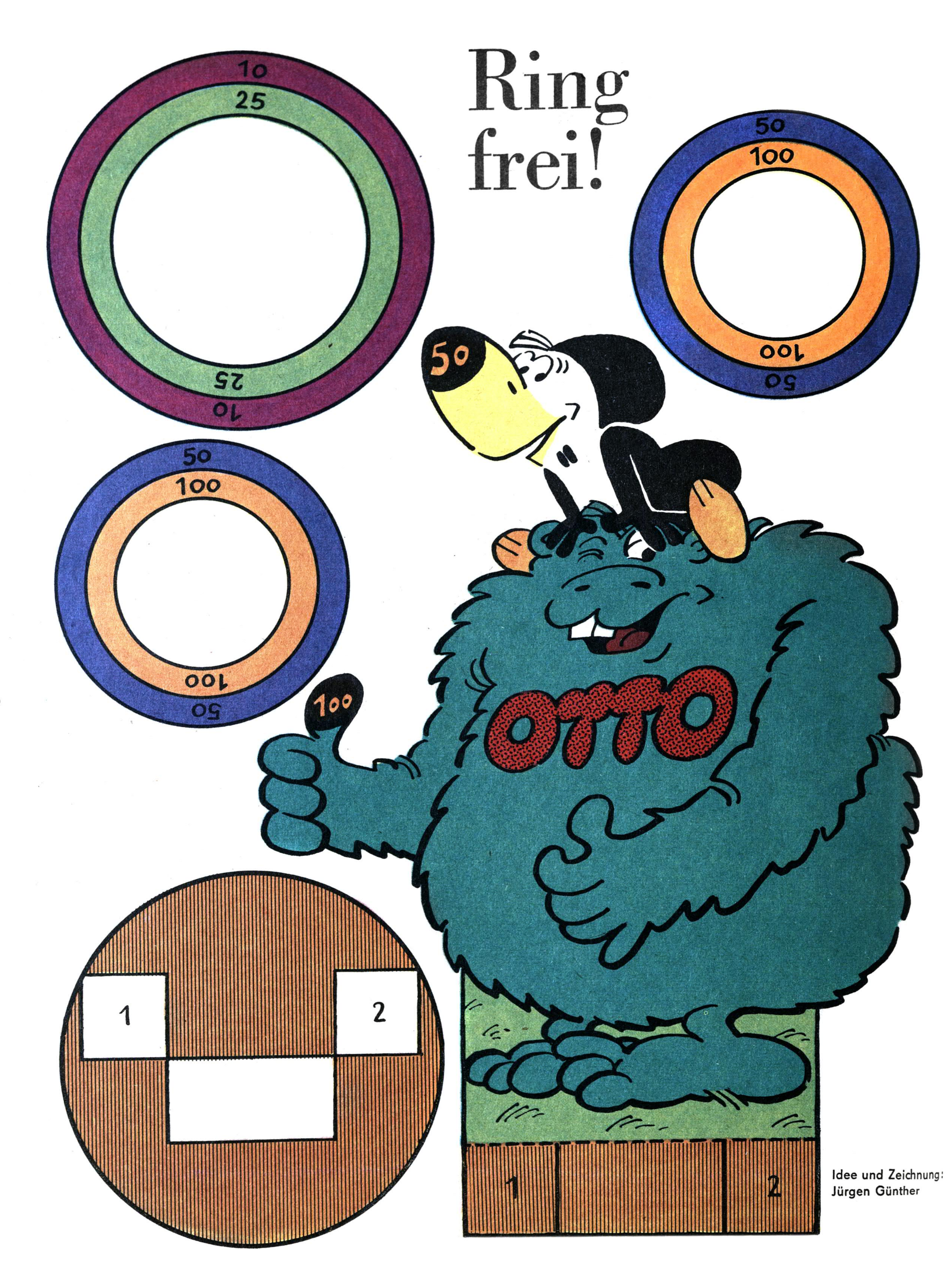
Mini-Zeichen-Spaß mit Otto und Alwin

Bequemer ist, das muß man sagen, die Reise hier im Kinder . . .!



Ring frei!

Ubertragt die Zeichnungen auf starken Karton und malt sie bunt aus. Otto und Alwin sind die Ringe-Fänger. Klebt sie auf die runde Scheibe, wobei die Teile,1 und 2 nach hinten geklappt werden und das Mittelteil nach vorn. Nun schneidet die Ringe aus und versucht, aus etwa 50 cm Abstand Ottos Daumen oder Alwins Nase zu treffen. Die Punktzahlen werden jeweils addiert, und gewonnen hat, wer zum Schluß die höchste Summe erreicht.



Idee und Zeichnung: Jürgen Günther